

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Scenen

aus den

Kämpfen der Mexicaner und Nordamerikaner.

Literarische Anzeige.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Armand, Bis in die Wildniß. Reise-Roman. 4 Bände. 8. 5 Rthlr.

Armand, Alte und neue Heimath. 8. . . . . . . 1½ Rthlr.

Bernhard, Auguste, Ein Erbvertrag. Roman. 8. 1 Rthlr.

Düringsfeld, Ida von, Esther. Novellen-Roman in 2 Bänden. 8. . . . . 2¾ Rthlr.

Freiherr von Eulenspiegel oder **Lebensbilder aus der Neuzeit.** 2 Bände. 8. . . . . 3 Rthlr.

Holtei, Karl von, Die Vagabunden. Roman. Oktav-Ausgabe. 4 Bände. . . . . 4½ Rthlr.

Holtei, Karl von, Die Vagabunden. Roman. Volks-Ausgabe. 3 Bände. . . . . 1 Rthlr.

Holtei, Karl von, Christian Lammfell. Roman. Oktav-Ausgabe. 5 Bände. . . . . 6 Rthlr.

Holtei, Karl von, Christian Lammfell. Roman. Volks-Ausgabe. 5 Bände. . . . . 1¼ Rthlr.

Holtei, Karl von, Ein Schneider. Roman. Oktav-Ausgabe. 3 Bände. . . . . 3¾ Rthlr.

Holtei, Karl von, Ein Schneider. Roman. Volks-Ausgabe. 3 Bände. . . . . 1 Rthlr.

Holtei, Karl von, Der Obernigker Bote. Gesammelte Aufsätze und Erzählungen. 3 Bände. 8. . . . . . . 3¾ Rthlr.

Holtei, Karl von, Vierzig Jahre. 8 Bände. 8. . 13 Rthlr.

Memoiren eines deutschen Arztes. Von ihm selbst erzählt. 5 Hefte. 8. . . . . 25 Sgr.

Novellen-Album für Bojanowo. Herausgegeben von R. Gottschall, Pulvermacher und E. Trewendt. 8. 1½ Rthlr.

Pohl, A., Humoristische Erzählungen und Skizzen. 8. 22½ Sgr.

Roquette, Otto, Heinrich Falk. Roman. 3 Bände. 5 Rthlr.

Schlönbach, Arnold, Originale. Genrebilder aus der Wirklichkeit. 2 Bände. 8. . . . . 2 Rthlr.

Scenen

aus den

Kämpfen der Mexicaner und Nordamerikaner.

Von

Armand.
Verfasser von: „Bis in die Wildniß.“

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1859.



Einleitung.

Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika strebte von jeher nach Erweiterung ihrer Grenzen. Sie kaufte von Bonaparte, als erstem Consul, das im Jahre 1800 durch den Vertrag von San Ildefonso von Spanien an Frankreich abgetretene Louisiana für siebzig Millionen Francs, wobei jedoch versäumt wurde, die Grenzen zu bestimmen. Dieses Versehen benützend, sandte sie ihre Truppen ohne alle Veranlassung im Jahre 1810 in den Distrikt Baton-Rouge und 1812 in den von Mobile, die damals Beide noch im Besitz Spaniens waren, und erklärte dieselben für zu dem gekauften Louisiana gehörig. Im Jahre 1817 fiel der Amerikanische General Jackson mit bewaffneter Macht in West-Florida ein, und zugleich nahm eine andere Truppenabtheilung der Amerikaner Besitz von Ost-Florida mit der Behauptung, daß man sich gegen die dort wohnenden Indianer schützen müsse, da die Spanische Regierung, welcher diese Länder zugehörten, dieses zu thun nicht im Stande sei. Spanien,

sowohl im Gefühl seiner Ohnmacht, als im Bewußtsein, seine Pflichten als Nachbar der Vereinigten Staaten vernachläßigt zu haben, trat im Jahre 1819 seine Ansprüche auf diese Länder an jene ab und zog seine Grenze auf das westliche Ufer des Mississippi zurück. Während dieser ganzen Zeit hielt das Cabinet von Washington seine lüsternen Blicke auf Texas, die fruchtbarste, gesegnetste Provinz Mexico's, gerichtet, und mehrere Versuche wurden von ihm gemacht, um dieselbe als gleichfalls zu Louisiana gehörig zu bezeichnen; doch in Oben erwähntem Vertrag war die Grenze zwischen dem damals noch unter Spanischer Herrschaft stehenden Mexico und den Vereinigten Staaten so genau bezeichnet worden, daß keine Undeutlichkeit und kein Zweifel darüber stattfinden konnte. Bald darauf warf Mexico das Spanische Joch ab, die Provinzen Cohahuila und Texas veröffentlichten Gesetze, wonach es jedem Fremden frei stand, sich auf ihren Ländereien anzusiedeln, und erließen solchen Einwanderern auf 10 Jahre alle Abgaben. In Folge dieser Bewilligungen stieg in wenigen Jahren die Bevölkerung von Texas von 3000 bis auf 20,000 Seelen, die, größtentheils eingewanderte Amerikaner, keinen sehnlichern Wunsch hatten, als diese ihre neue Heimath mit ihrer alten unter einer Regierung zu sehen. Texas, von den Vereinigten Staaten unterstützt, machte sich jetzt von Mexico frei, wurde von Jenen als Republik anerkannt und später als Staat in die Union aufgenommen. Durch den Besitz dieses Landes war aber nur ein kleiner Theil von dem erlangt worden, wonach die Amerikaner

trachteten; ihr Ziel lag an den fernen Ufern des stillen Weltmeers. Die Länder bis zu diesem Ziele aber konnten nur durch einen Krieg in ihre Hände gebracht werden, und da die Vereinigten Staaten mit Mexico in Frieden lebten, so mußte man zu einem solchen Kriege eine Ursache schaffen. Der Medinafluß hatte stets die westliche Grenze von Texas bezeichnet und dasselbe von der Nachbarprovinz Cohahuila getrennt; die Amerikaner aber beriefen sich auf eine Erklärung des Congresses von Texas, welche vor dessen Vereinigung mit den Vereinigten Staaten abgegeben war und worin der mehrere hundert Meilen weiter westlich fließende Rio-Grande als die Grenze dieses Landes genannt wurde. Zugleich behaupteten sie, daß Texas früher zu Louisiana gehört, welches sie von Frankreich käuflich erstanden hatten, und daß dessen natürliche westliche Grenze der Rio-Grande stets gewesen wäre. Mit dieser Erklärung sandten sie Truppen in das bestrittene Land zwischen dem Medinafluß und dem Rio-Grande, und zwar zunächst unter dem Vorwande, diese ihre Grenze gegen die Indianer zu schützen. Mexico konnte nun dem habgierigen Vorwärtsdringen seiner Nachbarn nicht länger ruhig zusehen und stellte dem Amerikanischen General Taylor, der Anfangs des Jahres 1846 den Befehl erhalten hatte, nach dem Rio-Grande zu marschiren, eine Armee entgegen. Die Schlachten bei Palo Alto, Resaca de la Palma, Monterey und Buenavista, in denen die löwenmuthigen Amerikaner unter der ausgezeichneten Führung Taylor's die stets in Zahl bei Weitem überlegenen Mexicaner überwältigten, entschieden

diesen ersten Feldzug zu Gunsten der Vereinigten Staaten. Taylor selbst aber, der durch seine Siege in der Volksgunst außerordentlich hoch gestiegen war und deshalb, zumal an der Spitze zuverläßiger, ihn fast vergötternder Truppen, der Regierung der Vereinigten Staaten gefährlich erschien, wurde von dieser vom Oberbefehl zurückberufen, die ebenso energisch der aufkeimenden Macht eines Einzelnen entgegentrat, wie einst das alte Athen im Ostracismus. An seine Stelle wurde General Scott ernannt. Dieser neue, gleichfalls tüchtige und ehrenwerthe Heerführer trug nun den Krieg nach dem Süden und der Hauptstadt Mexico's zu, begann diesen zweiten Feldzug mit dem Bombardement und der Besitznahme von Veracruz, führte sein Heer siegreich durch die Schlachten bei Cerro Gorda, Padierna, Churubusco und Chapultepek und ließ das sternbedeckte Banner des stolzen Amerika's über dem Herzen des Reichs, über der Stadt Mexico selbst wehen. Der im Jahre 1848 geschlossene Friede gab den größeren Theil der nördlichen Hälfte des eroberten Landes den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika als Eigenthum und ließ sie ihre Flaggen am stillen Ocean aufpflanzen.

Die

Amerikaner in Mexico.



Kanonendonner dröhnte von den Forts Santiago, San José, San Fernando und Santa Barbara durch Veracruz; die schweren Geschütze der Amerikanischen Kriegsschiffe, welche im Hafen vor Anker lagen, ließen die Stadt in ihren Grundmauern erbeben, die Felsenfeste Ulua, die sich in geringer Entfernung von dem Hafen schwarz und schroff aus den durchsichtig hellgrünen Wogen des schönen Golfs erhebt, hüllte sich in graues Pulverdampfgewölk, und ihre Feuerschlünde rollten ihre gewaltigen Töne über die sandige Meeresküste den Gebirgen zu.

Unter solcher Donnermusik hatten ein halbes Jahr vorher die Mexicanischen Bewohner dieser Stadt, heldenmüthig für ihre Unabhängigkeit kämpfend, ihre Freiheit zu Grabe getragen, und die Amerikaner hatten ihren siegreichen Einzug in Veracruz gehalten. Heute sollte sie aber den Fall der Hauptstadt von Mexico festlich verkünden; denn Colonel Harris, Capitain Falkland und Lieutenant Moorland, drei Officiere, die mit General Scott, dem Amerikanischen Heerführer, trium=

phirend in Mexico eingezogen waren, hatten heute mit Tagesanbruch diese Siegesbotschaft nach Veracruz gebracht, und die Aufregung, der Jubel der Amerikanischen Bevölkerung über dieselbe kannte keine Grenzen. Das besternte Banner wehte von der schwarzen Inselfeste, von den Parademasten der Schiffe und von den Redouten, dem Zollhause und anderen öffentlichen Gebäuden der Stadt. Das zum größten Theil aus Deutschen bestehende Infanterie-Regiment, welches als Besatzung in Veracruz zurückgelassen worden war, hatte sich unter Siegesmusik auf dem großen Platz aufgestellt und defilirte im Parademarsch vor dem Commandanten.

Jubelnd und Hurrah rufend wogten die Amerikaner im buntesten Gemisch durch die Straßen, und die niedere Klasse der Mexicanischen Bevölkerung, welche die Neugierde aus den Häusern gelockt hatte, machte den übermüthigen Siegern überall scheu und ängstlich Platz. Zügellose Banden von Volontairs, die erst kürzlich mit Transportschiffen von den Vereinigten Staaten hierher befördert waren, schwärmten betrunken, mit Revolvern und langen Jagdmessern im Gürtel, durch die Straßen, zogen von einem Trinkhause zum andern und machten in ihrer nachlässigen, zerlumpten Kleidung, ihren zerrissenen, über die Hosen gezogenen Stiefeln und zerfetzten breitrandigen Hüten mehr den Eindruck einer Räuber-

bande, als den der Armee eines hochcivilisirten Staates wie Nord-Amerika.

Das wilde, desperate Getümmel wurde noch durch Tausende von Abenteurern, Speculanten und Spielern vermehrt, die sämmtlich von den Schätzen Mexico's hierher gelockt waren und fest beschlossen hatten, ihren Theil davon auf einem oder dem anderen Wege zu erbeuten. Die so sehr gemischte niedere Mexicanische Einwohnerschaft endlich, in der durchaus keine bestimmte Menschenraçe mehr zu erkennen ist, und die sich bald mehr zu dem Spanier, bald zu dem Indianer und bald zu dem Neger hinneigt, gab dem ganzen Bilde etwas höchst Fremdartiges und Verworrenes.

Von der höheren Klasse der Einwohner jedoch war Niemand zu erblicken; diese hielten sich in ihren großen steinernen Häusern vor den übermüthigen Siegern verborgen und hatten Thüren und Fenster sorgfältig geschlossen.

Das Hauptgewühl war an dem Hafen gegenüber der Festung Ulua, wo eine mehrere hundert Schritt breite, aus Quadern aufgeführte hohe Treppe in die See führt, vor welcher die Schiffe vor Anker lagen, die hier, wo von dem Gouvernement der Vereinigten Staaten jetzt der Waaren-Zoll für Mexico erhoben wurde, ihre Ladung abzugeben oder einzunehmen hatten. Die Ausschiffung der Truppen, Pferde, Maulthiere,

Wagen, Provision und Allem, was für die Armee bestimmt war, geschah in der Bai, mehrere Meilen im Lande hinauf.

Aber heute konnte an der Hafentreppe der Stadt keine Landung bewirkt werden; denn obgleich der Himmel wolkenlos war und die Sonne glühend brannte, so war doch die See ungewöhnlich aufgeregt und jagte ihre Wogen über die Treppe hinauf, so daß dieselben ihren Schaum weit über den Platz vor dem Zollhause warfen. Dabei bäumten sich die Schiffe hoch an ihren Ankerketten und schienen ihrer siegreichen Nation ihren Jubelgruß zuzuwinken.

Vor dem Zollhause außer dem Bereich der fliegenden Brandung war das Gewirre groß, die neu angekommenen Fremden drängten sich um die Obstverkäufer, um sich durch die kostbaren Südfrüchte, die hier feil gehalten wurden, für ihre unangenehme Seereise zu entschädigen, und bedachten nicht, daß unmäßiger Genuß derselben ihnen ein viel sichereres Grab in diesem Lande bereiten würde, als die Kugeln der Mexicaner.

Speculanten und Kaufleute, die Güter aus den Vereinigten Staaten hierhergeführt hatten, drängten sich nach dem Zollhause oder suchten in der wogenden Menge daselbst Beamten auf, um ihre Waaren billig hereinzubekommen, wenn sie solche hereinzuschmuggeln nicht vermochten, und eine große Zahl von Neugierigen

bestrebte sich, die drei Officiere, welche die Siegesbotschaft von Mexico gebracht hatten, zu erreichen, um ihren Berichten, ihren Erzählungen zu lauschen, welche diese hier zum Besten gaben. Bald sprach der eine, bald der andere derselben zu der neugierigen Menge, und jeder ihrer abgebrochenen Vorträge wurde von wilden Hurrahs begrüßt.

Capitain Falkland beschrieb, wie früh Morgens um sechs Uhr General Quitman zuerst mit seiner Truppenabtheilung in die Stadt Mexico gezogen sei, wie ihm General Worth gefolgt, und wie die Einwohner, ohne ihn jedoch zu verwunden, auf diesen geschossen hätten. Ein Donner von Flüchen und Drohungen gegen die Mexicaner brach bei dieser Erzählung aus der aufgeregten Menge hervor, und wer von Eingeborenen gegenwärtig war, suchte sich so unbemerkt als möglich von dannen zu schleichen.

Dann erzählte Falkland, wie General Scott gegen neun Uhr selbst mit seinem Stab in die Stadt eingezogen sei, und wie er noch an demselben, so wie am folgenden Tage mit Kartätschen *habe zu dem Volke* sprechen müssen, ehe sich dasselbe *in die Besitznahme* der Stadt durch die Amerikaner gefügt habe. Er nannte große Zahlen von bei dieser Gelegenheit getödteten Mexicanern, so wie auch von dem Boden gleich gemachten Häusern. Wieder schallten jetzt stürmische

Beifallsrufe und jubelndes Schreien aus der Menschenmasse, und als die drei Officiere sich durch das Thor des Zollhauses nach dem Platz begaben, an dem das Diligencehôtel gelegen, konnten sie sich kaum erwehren, schwebend getragen zu werden.

Sie waren bei ihrer Ankunft in genanntem Hôtel, welches von einem Engländer äußerst elegant gehalten wurde, abgestiegen und begaben sich, während immer noch der Donner der Geschütze durch die Stadt rollte, jetzt dorthin zurück, um ihr Frühstück einzunehmen.

Sie hatten die Colonnaden erreicht, die sich an der Nord- und Westseite des Platzes vor den großen, zweistöckigen, in altspanischem Styl gebauten Häusern hinziehen, und schritten in deren Schatten vor den jetzt geschlossenen, reichen Läden hin, welche von denselben überdacht wurden.

„Halloh Falkland, bist Du es wirklich?" rief diesem ein junger Officier, ein Capitain Aubrey, zu, indem er von dem Platz durch die Säulen des schattigen Ganges zu ihm hintrat und ihm mit Herzlichkeit die Hand reichte. „Ich hörte wohl vom Colonel Harris und Lieutenant Moorland, doch daß auch Du mitgekommen seiest, wurde mir nicht gesagt."

Bei diesen Worten wandte sich der junge Mann zu Falkland's Begleitern und begrüßte sie auf ähnliche Weise.

„Wie geht es Dir, alter Kerl?“ fuhr er dann gegen Falkland gewandt fort, „und wie hat Dir der Einzug in Mexico gefallen? Oft habe ich Euch um diesen Ehrentag beneidet, wenn wir hier weiter Nichts thun konnten, als uns mit den Räuberbanden der Guerillas herumschlagen. Wie steht es mit unserem Corps, haben wir viele unserer braven Jungen verloren? Was machen Hays, Coalman, Gelaspy, Chevalier und unsere übrigen Freunde?“

„Gelaspy ist gefallen und zwar brav, wie Du ihn immer gekannt hast; seine Leute haben ihn furchtbar an den Mexicanern gerächt und würden wahrscheinlich sämmtlich Opfer ihrer Liebe zu ihrem Hauptmann geworden sein, wäre nicht Hays selbst, der die Wüthenden in den Reihen des Feindes verschwinden sah, ihnen zu Hilfe gekommen.“

„Daß man mich auch von Euch trennen und hier zurücklassen mußte! Hier erntet man weder Ehre, noch kann man sich amüsiren; man hört und sieht beinahe nur Amerikaner, die feine Welt hat die Stadt verlassen und ist in das Land geflüchtet. Aber wie seid Ihr durchgekommen, die Straße ist ja noch von Mexicanern bewacht, und namentlich ist Puebla theilweise noch von ihnen besetzt, wo sie Obrist Childs eingeschlossen halten.“

„Ich habe fünfzig Mann von meiner Compagnie bei mir, und Du weißt, die Mexicaner haben Respect

vor den Lederjacken," antwortete Falkland. „Doch vor Puebla verließen wir die Straße und ritten durch die Gebirge direct auf Orizaba zu. Wir hatten zwei Mexicanische Spione bei uns, von der Bande des Capitains Dominguez, des Schurken, der uns übrigens schon viele gute Dienste geleistet hat, der aber dessenungeachtet ein Hundsfott und Verräther an seinem Vaterlande bleibt."

„Von Dominguez hattet Ihr Leute? Gott weiß es, der Kerl hat seine Hände überall im Spiel, er ist jetzt selbst hier in der Nähe und hat uns heute den Aufenthalt eines Guerillacorps verrathen, das sich zwischen Cordova und Orizaba auf Milagro, einem verlassenen Landsitze Santa Anna's, aufhält und bald die Straße hierher, bald die über Jalapa beunruhigt. Dominguez hat mir zwei seiner Leute zugesagt, um mich zu führen, da ich Ordre habe, morgen mit meiner Compagnie aufzubrechen, um das Nest jenes Corps aufzuheben."

„Bei Gott, ich reite mit Dir und nehme so viele von meinen Leuten mit, als Lust zu der Expedition haben. Ich muß doch hier liegen bleiben, um auf Antwort der Depeschen zu warten, die Colonel Harris nach Washington zu bringen hat. Ich will gleich zu dem Commandanten gehen und seine Genehmigung dazu einholen."

„Thue das, Du machst mir damit eine große Freude. Zu Tisch sehen wir uns im Diligencehôtel,

unsere Officiere speisen heute dort," sagte Aubrey zu seinem Freunde Falkland und schritt dann mit Harris und Moorland nach dem Gasthaus, während Jener davon ging, um den Commandanten aufzusuchen.

Bei dem Festessen, welches heute in dem Diligencehôtel gehalten wurde, trafen sich die beiden Freunde wieder, und Falkland theilte Aubrey zu dessen Freude mit, daß er die Erlaubniß erhalten habe, ihn zu begleiten, und daß von seinen Leuten alle diejenigen zum Mitreiten sich gemeldet hätten, deren Pferde nicht gedrückt oder sonst außer Stande seien, die Tour zu machen.

Die Tafel war reich und kostbar besetzt, und vor Allem erglänzte in ihrer Mitte eine Spende des Golfs, ein riesenhafter Goldfisch, Snapper genannt, der wohl zu den größten Delikatessen gezählt werden kann. Ananas, Bananen, Mango, Orangen, Feigen und viele andere köstliche Früchte des heißen Südens bereicherten das Dessert, welches sich besonders durch verschiedenartiges Gefrorenes auszeichnete, wozu der Berg Orizaba von seinem ewig weißen Haupte das Eis geliefert hatte. Des goldenen Madeiraweins wurde heute viel genossen, und mit dem aufbrausenden Schaum des Champagners erreichten die Gemüther den Höhepunkt ihrer Begeisterung. Festreden und Toaste folgten einander rasch, auch manches gefallenen

hochherzigen Soldaten und biedern Freundes wurde dabei gedacht. So wurde auch die Gesundheit eines braven Mexicanischen Officieres, des Premier-Lieutenants der Marine Namens Sebastian Holzinger, ausgebracht, der während des Bombardements von Veracruz das Fort Santa Barbara heldenmüthig vertheidigt hatte und, als die Stange, woran die Flagge wehte, auf demselben durch einen Schuß der Amerikaner weggerissen war, diese mit seiner Hand unter einem Regen von Kugeln in die Höhe hielt, bis der abgeschossene Fahnenstock durch einen neuen ersetzt war.

Holzinger, ein Deutscher von Geburt und ein blonder, eleganter junger Mann, hatte bei der Capitulation auf sein Ehrenwort, während dieses Krieges nicht wieder in der Mexicanischen Armee zu dienen, die Freiheit erhalten und lebte in Veracruz. Er hatte sich durch sein Betragen als Soldat die Achtung der Amerikanischen Officiere erworben und sich später mit ihnen befreundet, da er im Diligencehôtel seinen Tisch hatte und hier täglich mit ihnen zusammenkam. Heute aber fehlte er bei dem frohen Mahle, da dieser Feiertag der Amerikaner für ihn ein Trauertag war.

Der Kaffee war herumgereicht und die Cigarren in Brand gesetzt, als mehrere von den anwesenden Officieren vorschlugen, hinaus nach der Höhe zu reiten, auf

welcher die Batterie von acht Mörsern gestanden hatte, die von dem Kriegsdampfer Mississippi dorthin gebracht worden war, und mit denen die Amerikaner das Fort Santa Barbara außerordentlich stark beschädigt hatten. Der Vorschlag fand allgemein Anklang, da der reichlich genossene Wein den Anwesenden die beklemmende Hitze in dem Speisesaale noch fühlbarer machte, und sich Alle nach der Abendluft sehnten, die jetzt vom Golf her kühl und erquickend über die flache Küste wehte. Es wurden sogleich Diener abgesandt, um die Pferde zu satteln und nach dem Hôtel zu führen.

Während dieser Zeit hatten sich in einem Hause der geraden langen Straße, die nach dem Merced-Thore führt, einige zwanzig Mexicaner nach und nach eingefunden, denn dort war eine Restauration, und der Wirth hatte den Ruf, daß er stets den besten Pulque, ein aus dem Saft der Aloe gewonnenes berauschendes Getränk, vorräthig hielt.

Doch diese Leute, alle kräftige sonnverbrannte Männer, waren nicht wegen des guten Pulque hier eingekehrt, sondern ein ganz anderer, geheim gehaltener Zweck war es, der sie hier versammelte, und mit dem Tritt, den sie in dieses Haus gethan, hatten sie vor den Gesetzen der Amerikaner ihr Leben verwirkt. Es waren sämmtlich Guerillas, die aus dem Lande hierherkamen, um sich bei Pedro Alcorda, dem Eigen-

thümer dieser Wirthschaft, Pulver zu holen, von dem er trotz der Todesstrafe, die darauf gesetzt war, einen großen Vorrath in seinem Hause hielt.

Seit Anfang des Krieges hatten die Guerillas den Amerikanern viel mehr Schaden zugefügt und hatten sie mehr belästigt und beunruhigt, als die Mexicanische Armee selbst, da diese fortwährend bei Tag und Nacht von diesen umherstreifenden Banden belauert und angegriffen wurden, während sie dieselben nie zu einem offenen Kampfe zwingen konnten. In den felsigen unwegsamen Engpässen der Gebirge lauerten dieselben auf kleinere Truppenabtheilungen oder Nachzügler der Amerikaner, die sie dann mit Uebermacht überfielen oder ihnen aus unerreichbaren Höhen und Schluchten ihre Kugeln zusandten; oder sie umschlichen bei Nacht deren Lager, krochen an die ausgestellten Posten unbemerkt heran und schossen sie dann nieder, um nach vollbrachter That sofort wieder in ihren Schlupfwinkeln zu verschwinden. Daher kam es denn auch, daß gefangene Guerillas vor den Amerikanern selten Gnade fanden, und daß gegen ihre Helfershelfer ebenso streng verfahren wurde.

Die Männer, die sich bei dem alten Alcorda eingefunden hatten, waren Landleute und erregten als solche durchaus keine Aufmerksamkeit unter den Amerikanern. Sie hatten Früchte, Gemüse, Pulque, Honig, Geflügel

und sonstige Produkte des Landes auf ihren Maulthieren hereingebracht, welche Gegenstände bei der augenblicklich so vermehrten Bevölkerung von Vera-Cruz den Siegern immer sehr willkommen waren.

Pedro Alcorda, ein kräftiger, breitschulteriger Mann, etwa sechszig Jahre alt, mit brauner Gesichtsfarbe, großer, gebogener Nase, kleinen, stechend schwarzen Augen und feingekräuseltem langem schwarzem Haar, in dem sich schon Silber zeigte, saß in Hemdsärmeln in dem Gange zwischen der offenen Hausthür und dem mit Backsteinen gepflasterten Zimmer, welches nach dem Hofe führte, gab bald seiner Schwiegertochter Lisaura, bald seinem Sohn José von Zeit zu Zeit Auskunft oder Aufträge in Wirthschaftsangelegenheiten, warf aber zugleich einen scharf prüfenden Blick auf jeden in der Straße Vorübergehenden und namentlich auf jeden eintretenden Gast, ehe er diesen in die vordere oder hintere Stube wies.

In dem hinteren düstern Zimmer hatten sich vorgedachte Guerillas um mehrere Tische herum auf Bänken niedergelassen und sprachen dem guten Pulque fleißig zu, während sie sich von Zeit zu Zeit eine Strohcigarre wickelten und dieselbe mit Behaglichkeit rauchten. Ihre kräftigen braunen Gestalten, ihre rabenschwarzen Augen und Haare, ihre weiten, vom Knie an offenen, mit silbernen Knöpfen besetzten Lederhosen, kurzen ledernen

oder manchesternen, ebenfalls mit silbernen Knöpfen dicht bereihten Jacken, ihre breitrandigen, im hohen Kopf zugespitzten Filzhüte und das Messer an ihrer Seite gaben ihnen das Ansehen des Unternehmenden, selbst des Desperaten.

„Habt Ihr schon mit Eurem Alten gesprochen, José, und ihn gefragt, wie viel Pulver er uns ablassen kann?“ fragte Manuel Perez, einer der Guerillas, der seinem Anzug und seiner Haltung nach einem höheren Stande angehörte, als seine Kameraden, den Sohn des Wirthes.

„Ihr werdet kein Pulver bekommen können, unser Vorrath davon ist zu Ende gegangen, und wir können auch sobald keines wieder anschaffen,“ antwortete dieser und trat zugleich seiner Frau, die zur Thür hereinkam, entgegen, um sie mit einem Auftrag aus dem Hause zu schicken.

„Wie, kein Pulver?“ sagte Perez erstaunt; „das kann wohl nur Euer Scherz sein, Ihr könnt unmöglich schon den ganzen Vorrath verkauft haben.“

„Es ist keins mehr da, Ihr müßt Euch zufrieden geben,“ erwiederte José und ging aus dem Zimmer zu seinem Vater hin, der noch immer in dem Gange an der Hausthür saß.

„Perez will wieder Pulver haben,“ sagte er dann zu demselben; „ehe wir es uns versehen, hängt man

ihn auf, und dann trägt es uns Allen den Galgen. Um die Paar Dollars, die wir daran verdienen, unsere Existenz auf's Spiel zu setzen, ist unsinnig und unverantwortlich!"

„Um die Paar Dollars, sagst Du? Verkaufe ich den Leuten das Pulver der Dollars halber? José, José, bist Du mein und Deiner seligen Mutter Kind, daß Du so wenig Liebe für Dein schönes, einst so glückliches Vaterland hast? Kannst Du es so ruhigen Blutes mit ansehen, daß diese Fremdlinge den Frieden, das Glück aus unserem Lande gejagt haben, daß sie unsere Rechte und unsere Freiheit mit Füßen treten, daß sie unsern Glauben und unsere Priester verspotten und verhöhnen? Gehe hinein und sage Perez, daß Pedro Alcorda ihm das Pulver umsonst geben will, wenn er kein Geld haben sollte, es zu bezahlen, und daß ich, so lange ich dazu im Stande bin, ihn immer damit versehen werde."

„Aber Vater, es ist schon in der Stadt bekannt, daß Ihr Pulver verkauft, Ihr wißt es ja selbst; noch gestern Abend wurde in der Restauration bei Jargo davon gesprochen. Wie leicht kann es zu den Ohren der Amerikaner kommen, und dann wäre es um uns geschehen. Laßt Perez lieber ziehen, wir wollen sehen, daß wir ihnen das Pulver selbst hinaus in das Land bringen, wenn es einmal gerade paßt. Wir können es

schon einrichten, dann werden wir es auch aus dem Hause los."

Der Alte schwieg und sah eine Zeit lang überlegend vor sich hin.

„Bleib hier und gieb Acht, wer hereinkommt," sagte er dann zu seinem Sohne und begab sich in das hintere Zimmer.

„Nun, Pedro, Ihr wollt uns kein Pulver mehr verkaufen?"

„So viel Ihr wollt und so lange ich es anschaffen kann. Könnte ich nur in meinem Hause so viel unterbringen, um damit die ganze Amerikanische Brut in die Luft zu sprengen, so thäte ich es und würde selbst Feuer hineinwerfen. Doch José ist bange und meint, er wolle es Euch lieber selbst hinaus in das Land bringen; er glaubt, es sei weniger gefährlich für uns. Ich glaube selbst, es wird so besser sein."

„Wir müssen es heute haben, denn Dominguez hat uns gesagt, daß die berittenen Volontairs übermorgen von hier nach Orizaba aufbrechen, und da können wir sie in dem Engpaß am Cibolo zwischen Cordova und Orizaba erwarten. Es sollen ihrer nicht Viele davon kommen. Doch Pulver müssen wir haben. Ihr wißt, meine Leute sind auf Santa Anna's Hacienda, auf Milagro, und von da muß ich übermorgen früh aufbrechen."

„Ich weiß nicht, wie wir es am Besten machen, wenn mein Sohn es Euch nun Morgen hinausbrächte?“

„Was hinausbrächte?“ fragte Lisaura, die junge schöne schwarzäugige Frau José's, in das Zimmer tretend.

„Nun das Pulver, dessentwegen wir hereingekommen sind, und was uns José nicht geben will,“ erwiederte Perez eine Cigarre anzündend.

„So kommt mit mir, ich gebe Euch das Pulver, wenn José das Herz nicht dazu hat. Wollte Gott, ich wäre ein Mann und könnte selbst eine escopeta laden! Kommt mit mir und holt Euch das Pulver.“

Sie nahm einen Schlüssel von einem Haken an dem Thürpfosten und war im Begriff nach dem Hofe hinauszugehen, als der alte Alcorda ihr in den Weg trat und sie zurückhielt.

„Wart, meine Tochter,“ sagte er zu ihr, indem er mit einem strahlenden beifälligen Blick ihren Arm ergriff, „Du bist Deiner Abkunft vom Spanischen Blute würdig, doch Vorsicht muß uns leiten. Wenn José es nicht will, so werde ich selbst das Pulver Morgen hinaus in die Berge bringen. Es ist schon ruchbar in der Stadt, daß wir unsere Freunde damit versorgen, und Perez ist verdächtig, man könnte ihn anhalten.“

„Wir müssen es jetzt mitnehmen, wenn uns über-

morgen der Schlag gegen die Volontairs gelingen soll," sagte Perez.

„So gebt es ihm, Vater. Habt Ihr vergessen, wie die Bombe der Fremden hier im Zimmer platzte und Eure Frau und Euren Sohn Augustin erschlug? Erinnert Ihr Euch, daß mein Bruder hier vor der Thür durch eine Kugel getödtet wurde, als er hierher kam, um uns Brod zu bringen? Hört Ihr nicht mehr die Klagen und das Schreien der Waisen, wie Ihr sie in die Kapelle Divina Pastora brachtet, um sie gegen die Bomben der Wütheriche zu schützen? Kommt Perez, nehmt das Pulver, und möge jeder Schuß davon das Herzblut eines dieser Unmenschen kosten!"

Mit diesen Worten schritt die junge Frau entschlossen nach der Thür, die in den Hof führte, und eilte, von den Guerillas gefolgt, nach einem Hintergebäude, in welchem der Pulvervorrath aufbewahrt war.

In demselben Augenblick rief José seinem Vater zu, daß ein Zug Amerikanischer Officiere die Straße heraufgeritten käme, und der Alte trat zu ihm hin in die Hausthüre.

Es waren die Officiere, die in dem Diligence-Hôtel zu Mittag gespeist hatten und jetzt in frohester Laune, lachend und scherzend ihre übermüthigen Rosse vor dem Hause Alcorda's vorübertummelten. Sie hatten dasselbe kaum einige hundert Schritte hinter sich zurück-

gelassen, als ein betäubender, donnerähnlicher Krach einem Erdbeben gleich die Stadt erschütterte und zugleich ein Regen von Steinen und Holzsplittern um die Reiter niederfiel. Sie blickten in der Straße zurück, von woher der Donner gekommen war, doch sahen sie nur eine schwarze Rauch- und Staubwolke sich heranwälzen, die sie im nächsten Augenblick mit Finsterniß umgab.

Die Sporen unwillkürlich in die Flanken der Pferde gedrückt sprengten die Officiere in der Straße fort dem Merced-Thore zu und hielten dort erst wieder ihre Rosse an, als sie sich außerhalb der Wolke befanden, die jetzt hinter ihnen die Stadt vor ihren Blicken verbarg.

Der erste Gedanke, der in ihnen aufstieg, war, daß man eine gelegte Mine entzündet, um sie zu vernichten. Im Augenblick hatten alle Officiere ihre Revolver hervorgezogen und sprengten nach der Rauchmasse zurück, um Rache an den Uebelthätern zu nehmen. Doch der wehende Staub und der Pulverqualm lag so dick in der Straße, daß sie bald einsahen, wie unausführbar ihr Vorhaben in diesem Augenblick sei, und sie mußten nothwendig warten, bis derselbe sich niedergesenkt haben würde. Nach und nach kamen die platten Dächer der großen steinernen Gebäude wieder zum Vorschein, die oberen Stockwerke der Häuser stiegen aus dem Gewölk auf, und alsdann zeigte sich in der

Mitte der Straße ein Haufen von Steinen, Balken, Brettern und Schutt, aus dem hier ein Bein, dort ein Arm hervorblickte. Das massive, steinerne, zweistöckige Haus des Pedro Alcorda war aus der Reihe der Nachbarhäuser herausgehoben und lag jetzt eine Schuttmasse in der Straße, dieselbe von einer Seite nach der andern hin sperrend.

Der Pulvervorrath hatte bei dessen Vertheilung an die Guerillas wahrscheinlich durch den Funken einer brennenden Cigarre Feuer gefangen und durch Explosion diese schreckliche Zerstörung hervorgebracht.

Pedro Alcorda nebst seinem Sohne waren Beide durch die offene Thür des gegenüberstehenden Gebäudes und durch dessen Gang in den Hof dahinter geschleudert und auf schreckliche Weise verletzt.

Alles eilte herzu, um die Trümmer des Hauses hinwegzuräumen und wo möglich noch Einzelnen der darunter Begrabenen Hilfe zu bringen. Doch es wurden nur Leichen und unter diesen auch die der schönen jungen Lisaura hervorgezogen. Pedro und José Alcorda überlebten dieselbe nur lange genug, um ihren Freunden den Hergang des traurigen Ereignisses mitzutheilen.

Es war schon spät Abends, als Falkland mit seinem Freunde Aubrey auf einem der kleinen Balkons saßen, der die Aussicht nach dem Platze hatte. Beide

wendeten dem hochstehenden Monde den Rücken zu, um ihre Augen vor dessen nachtheiligem blendendem Lichte zu schützen.

Noch immer waren die Straßen belebt; Spaziergänger wandelten schweigend dahin, um sich in der angenehmen kühlen Nachtluft zu erquicken; die wilden Horden, die am Tage umhergetobt hatten, saßen jetzt in den Trinkhäusern beim Wein oder Pulque, oder am Spieltische, oder verschliefen ihren Rausch.

Eine Tageshelle lag auf Land und Meer. Von Westen her hob der wie ein Zuckerhut geformte, siebzehntausend Fuß hohe Orizaba über seinen nach oben verschwimmenden Außenlinien sein weißes, im Mondlicht erglänzendes Haupt geisterhaft gegen den dunkeln Aether, so daß es wie ein großer Himmelskörper, wie ein zweiter ungeheurer Mond dort zu schweben schien. Im Osten lag der glänzend helle Spiegel des wundervollen, jetzt ruhigen Golfs, dessen fernen Horizont das Auge sich vergeblich bemühte zu fassen, und hier und dort erkannte man an einem bleich und glanzlos schneeweißen Fleck das hin- und herwinkende Segel eines abgehenden oder ankommenden Schiffes. Aus dieser blitzenden silberklaren Wasserfläche hob sich schwarz und drohend wie die Burg eines Riesen die alte Felsenfeste Ulua empor, dumpf schallte jetzt der Trommelschlag und grell und kreischend dazwischen der Ton der Pfei-

fen von ihren finstern Mauern herüber. Es war noch immer sehr warm, doch nicht mehr schwül, denn die Luft bewegte sich frisch, und in den Häusern waren alle Thüren und Fenster geöffnet, so daß man voll und frei athmen konnte.

„Nun, einige zwanzig Feinde haben wir morgen weniger zu fürchten," sagte Falkland zu Aubrey, „denn diese Zahl Guerillas soll heute mit dem alten Spitzbuben, dem Pulquewirth in die Luft geflogen sein. Auch bekommt die Bande nun das Pulver nicht, um das sie die Kameraden hierhergesandt hatten. Wie man sagt, ist einer ihrer Anführer dabei umgekommen."

„So ist es, doch das Corps soll, wenn es zusammen ist, vier bis fünfhundert Mann zählen; wäre es aus Angelsächsischem Blut zusammengesetzt, so thäten wir besser, unsern Vorwitz davon zu lassen. Doch so sind es nur Mexicaner. Daß aber der Kerl, der Dominguez nicht kommt! Er hat mir ganz bestimmt zugesagt, daß er mich heute Abend sprechen würde, weil er noch nähere Nachricht über den Aufenthalt und die Stärke der Guerillas erwartet und mir davon Mittheilung machen will. Er hat sie treuherzig gemacht und sich ihnen, da sie an ihm zweifelten, als Beweis seiner Treue zu seinem Vaterlande erboten, meine Compagnie übermorgen zwischen Cordova und Orizaba in ihre Hände zu liefern. Statt dessen reiten wir aber

schon Morgen und machen ihnen einen Abendbesuch in ihrem eignen Quartier, wovon sie gar keine Ahnung haben. Ich denke, die Sache glückt," antwortete Aubrey.

„Höre Aubrey, ich traue dem Schurken, dem Dominguez nicht, er könnte uns ebenso gut eine Falle stellen, als den Guerillas."

„Doch nicht, sein Interesse bindet ihn an uns; denn er ist den Mexicanern schon lange verdächtig, und wenn wir einmal wieder dies Land verlassen sollten, so mag er sich bald nach einem Stück Amerikanischer Erde oder nach einer Palme und einem Stricke umsehen. Aber ich glaube, da kommt er wirklich, ich höre Jemanden durch den Gang schreiten."

„Sage ihm nicht, daß ich Dich mit meinen Leuten begleiten werde," flüsterte Falkland seinem Freunde noch zu, und wenige Augenblicke später trat aus dem hellerleuchteten Gange eine hohe Mannsgestalt in die offene Thür des nur matt durch das Mondlicht erhellten Zimmers und schritt durch dasselbe nach dem offenen Fenster, vor welchem die beiden Freunde auf dem Balkon saßen.

Es war Dominguez, el Hermoso (der Schöne), wie er von den Mexicanerinnen genannt wurde, ein großer, schöner und kräftiger Mann, mit dunkler Gesichtsfarbe, großen schwarzen, lebendigen Augen, reichem glänzend

schwarzem Lockenhaar und einem dünnen langen Schnurrbart. Er trug einen spitzen großrandigen, mit silberner Agraffe verzierten Filzhut, eine schwarzsammetne, mit einer dichten Reihe silberner Knöpfe und reichen Schnüren besetzte Jacke, eine ebenso verzierte, an der Seite offene Hose von demselben Stoff und darunter noch ein Beinkleid von weißem Leinen, welches bis auf die zierlich gearbeiteten Schnürstiefeln reichte. Seine Haltung und seine Bewegungen zeigten von großer Energie und Entschlossenheit, während sein Benehmen zugleich etwas elegant Höfliches hatte.

„Da bin ich, Euer Diener, Capitain Aubrey," sagte Dominguez mit einer höflichen Verbeugung, aus dem Zimmer heraus in den Schein des Mondlichts auf den Balkon tretend und einen prüfenden Blick auf Falkland werfend.

„Capitain Falkland," sagte Aubrey, auf diesen zeigend, und stellte demselben dann den Guerilla mit den Worten vor: „Unser Freund, Capitain Dominguez."

„Aber Dominguez, wo bleibt Ihr so lange," fuhr er dann zu diesem gewendet fort; „ich habe Euch früher erwartet, Ihr wißt, ich muß sehr zeitig Morgen aufbrechen."

„Ein Amerikaner braucht keine Zeit zum Rüsten, er ist ebenso schnell fertig in die Schlacht, als zum Liebchen zu reiten," antwortete der Mexicaner.

„Doch in der That Capitain, ich konnte nicht früher kommen, ich hatte noch Schutzbriefe an meine Leute im Lande für einen Güterzug von dreihundert Maulthieren nach Mexico auszufertigen, und dann kam auch soeben erst der Kundschafter zurück, den ich nach Milagro, Santa Anna's Landsitz, sandte, um mir über die dort liegenden Guerillas genaue Auskunft zu verschaffen. Es sind im Augenblick ungefähr zwei hundert und fünfzig Mann derselben, wovon nur einige dreißig beritten, unter dem Capitain Carrasco dort versammelt, die Uebrigen haben sich nach Puebla begeben, um General Rea gegen den Obrist Childs zu unterstützen. Nehmen wir nun den alten Satz „drei Mexicaner auf einen Amerikaner," so seid Ihr mit Euren hundert Mann noch im Vortheil. Die Burschen wollen erst übermorgen nach dem Cibolo aufbrechen, wohin sie glauben, daß ich Euch senden würde; Ihr werdet ihnen aber schon morgen Abend mit Euern Revolvern aus dem Traume helfen."

„Habt Ihr zwei zuverläßige Leute für mich hier?" fragte Aubrey.

„Die habe ich, und zwar Leute, denen Ihr in jeder Hinsicht trauen könnt. Es würde ihnen nicht viel helfen, die Verräther an Euch zu spielen, da sie schon zu oft an den Mexicanern dazu geworden sind, und wenn dieselben ihrer habhaft würden, so möchten sie bald ihr

letztes Ave Maria gebetet haben. Ich selbst würde Euch begleiten, doch ich habe hier noch zu Viel zu thun, dann muß ich meine Rolle als geheimer Freund des Vaterlands fortspielen, um den Vortheil über seine Vertheidiger zu behalten. Ihr wißt, man traut mir schon nicht recht mehr, und es hat mir viel Beredsamkeit gekostet, Carrasco zu überzeugen, daß ich bei Euch nur zum Schein den Spion mache, um Euch um so sicherer dem Verderben zu überliefern. Geld ist die Axe, um die sich die Welt dreht, und für Geld wollte ich mein Leben einsetzen, als ich Guerilla wurde. Ihr habt mich aber für meine Dienste besser belohnt, als Mexico es jemals gethan haben würde, und erlebe ich den Frieden, so werdet Ihr mir wohl auch das Bürgerrecht unter Euch nicht versagen. Um wie viel Uhr wollt Ihr aufbrechen? Es muß vor Tage geschehen, und Ihr müßt zum Mexico-Thor hinaus um die Stadt herum auf der Straße nach Medelin reiten, denn sonst möchte man Verdacht schöpfen und Carrasco Nachricht von Eurem Aufbruch geben. Habt Ihr erst die Berge erreicht, so werden Euch meine Burschen schon unbemerkt Eurem Ziele zuführen."

„Ich gedenke gegen drei Uhr die Stadt zu verlassen, Eure Leute mögen mich am Thore erwarten," sagte Aubrey, indem er Dominguez eine Cigarre reichte und ihm die seinige zum Anzünden hinhielt.

„Meinen unterwürfigsten Dank, Capitain," sagte der Guerilla, mit einer graziösen Bewegung diese zurückgebend, „laßt meine Leute zurück, wenn Ihr die Hacienda erreicht habt, damit man nicht merkt, daß ich die Hand dabei im Spiele gehabt habe. Und nun Gott befohlen, auf ein fröhliches Wiedersehen, wobei ich mir dann wieder eine so gute Cigarre von Euch erbitten werde, als diese ist."

Mit einer raschen Verbeugung und einer zierlichen Bewegung zum Gruß mit der Hand verschwand der Guerilla schnell in dem Gange, und die Freunde sahen ihn im Mondlicht aus dem Hause über den Platz nach dem Säulengange der nächsten Häuserreihe hinschreiten, aus deren Schatten zwei Männer auf ihn zutraten und sich mit ihm unterhielten.

„Das werden wohl unsere Führer für Morgen sein," bemerkte Aubrey. „Es ist doch eine schlechte heruntergekommene Nation, diese Mexicanische; für Geld sind sie zu Allem zu haben, selbst um ihr eigenes Vaterland zu verkaufen! Aber, Falkland, ich glaube, es wird gut sein, wenn wir uns noch ein Paar Stunden Ruhe gönnen."

„Gewiß, wir wollen uns legen, doch ich muß vorher noch meinen Lieutenant Moorland instruiren. Gute Nacht und gute Träume."

Der Mond hatte sich hinter dem durchsichtig eisigen Haupt des Orizaba versteckt und ließ dasselbe wie eine

krystallene Kugel erglänzen, während der Berg den dunkeln Schatten seines Riesenkörpers weit über die Stadt Veracruz in den Golf hinaus streckte.

Es war drei Uhr Morgens geworden, und schweigend ritten Aubrey und Falkland mit ungefähr hundert und vierzig Reitern durch das Mexico-Thor aus der Stadt. Der Zug bestand aus Aubrey's reitender Schützencompagnie mit einem Premier- und zwei Secondelieutenants und aus Falkland's Mannschaft nebst seinem Lieutenant Moorland, von derselben Waffengattung. Alle waren mit Büchsen, mit Revolvern und langen Jagdmessern bewaffnet, und viele trugen auch noch schwere Sattelpistolen in ihren Halftern. Die Pferde dieser Schaar zeigten eine sehr große Verschiedenheit, sowohl in Größe, als in Farbe und Raçe, doch war es nicht zu verkennen, daß dieselben alle persönliches Eigenthum der Reiter waren und wohl schon lange gewesen sein mochten; denn es schien eine gewisse Vertraulichkeit, ein gewisses Verständniß zwischen Roß und Reiter zu bestehen, welches nur durch längern, man möchte sagen, befreundeten Umgang erzielt werden kann. Die Reiter waren meist Leute von den Frontiers des Südens der Vereinigten Staaten, und die Pferde waren ihre Jagdpferde, alle an sie anhänglich und abgerichtet, wie die Hunde. Ebenso große Verschiedenheit zeigte sich auch in der Kleidung dieser

Männer, namentlich in dem Schnitt derselben, doch war sie meist aus dem nämlichen Stoffe, aus Hirschleder verfertigt. Alle trugen breitrandige Filzhüte und ritten auf zusammengelegten rothen, grünen, blauen oder weißen wollenen Decken, die über die Sättel ausgebreitet waren. Doch hatten sie in ihrer Erscheinung auch wieder etwas sehr Uebereinstimmendes, und bei Allen war ein Ausdruck von Energie, von Entschlossenheit, ja von wilder Verwegenheit nicht zu verkennen.

Nur die Officiere trugen Uniformen, einen dunkelblauen Oberrock mit Achselstreifen und einer Reihe Adlerknöpfen, sowie eine blaue Tuchmütze. Statt mit Büchse und Messer waren diese mit Säbeln bewaffnet, doch auch wie Jene mit Revolvern versehen.

Der Zug hatte kaum die Stadt verlassen, als zwei Reiter auf Aubrey und Falkland zugeritten kamen und sich diesen als ihre von Dominguez versprochenen Führer vorstellten. Sie ritten kleine, gut genährte Pferde und hatten am Sattel einen aufgerollten langen Lederstrick, einen Säbel und einen Karabiner befestigt. Der spitze breitrandige Hut und die mit silbernen Knöpfen besetzte Sammetjacke fehlte nicht, und die Ziegenhäute, welche, an ihren Steigbügelriemen befestigt, rückwärts über ihre Kniee gelegt waren, um dieselben beim Reiten durch Gestrüpp gegen Dornen zu schützen, gaben ihnen nebst den hölzernen Steigbügeln und ungeheuern

Sporen ganz das Charakteristische des Mexicanischen Reiters.

Aubrey hatte sie begrüßt und, während sie an seiner Seite ritten, eine kurze Unterredung mit ihnen gehalten, worauf sie etwa hundert Schritt vorausritten und so dem Zug den zu nehmenden Weg angaben.

Eine reizend erquickliche Kühlung wehte über die düstere Ebene; Todtenstille herrschte weit und breit. Kaum hörte man in dem Sande den Tritt der Rosse, und geisterhaft bewegte sich der lange Zug der Reiter durch den immer dunkler werdenden Schatten den Gebirgen zu. Das Mondlicht, welches zu beiden Seiten des Orizaba die niedrigeren Berge noch beleuchtete, verschwand bald von ihren äußersten Spitzen, und finstere Nacht legte sich über die Gegend. Doch bald färbte sich allmählich wieder die Spitze des Orizaba, nicht mit dem blassen Silberlicht, wie vorher, sondern mit einem matten Rosenroth, das immer wärmer und glühender wurde, bis es in einem feurigen Purpur das Haupt des schwarzen Berges umgab. Noch lag tiefe Nacht auf dem Land und auf dem Golf, bald aber röthete sich an dessen fernem Rande der Himmel, und wie ein blitzender Feuerfunke stieg über der schwarzen Meeresfläche die Sonne auf und schoß ihre ersten Strahlen mit Diamantenpracht über die gekräuselten Wogen.

Es war Tag geworden, und die Reiter hatten den

Saum erreicht, den die riesenblätterige tropische Pflanzenwelt zwischen den Gebirgen und der sandigen Küste hinstreckt; sie lenkten ihre Rosse auf schmalen, wenig betretenen Wegen in den ewig grünen, von hohen Palmen überragten dichten Wald. Der Thau hing in schweren Tropfen auf den saftiggrünen Pflanzen, und die aufstrebenden Blumenkelche waren mit demselben wie mit Krystallen gefüllt. In den glühendsten, buntesten Farben strahlten die kolossalen Blüthen von Baum und Strauch, und blitzend und blendend spiegelte sich die Sonne auf dem brillanten Gefieder der dahinschwärmenden Vögel, sowie auf den farbenschimmernden Flügeln der großen Schmetterlinge.

Aubrey sandte jetzt zwölf seiner Leute voran, um sich den beiden Mexicanischen Führern anzuschließen und ein wachsames Auge auf die Umgegend zu halten.

Die Sonne stand hoch, und da der dichte Wald alle Bewegung der Luft verhinderte, so wurde die Hitze bald beklemmend und fast unerträglich; sämmtliche Reiter entledigten sich ihrer Jacken und Röcke und legten dieselben unter sich über den Sattel; der Zug setzte sich in einen scharfen Trab, um möglichst schnell aus dieser Niederung zu den Bergen zu gelangen. An einem krystallklaren Gebirgswasser wurde gehalten, um Mannschaft und Thiere durch einen frischen Trunk zu erquicken und in der Kühle, welche das eisig kalte, schäumende

Wasser durch den von dicht belaubten Bäumen überdachten Raum verbreitete, eine kurze Zeit zu rasten. Die Gebirge waren bald erreicht, und die Wege wurden steiler und mitunter so eng, daß nur ein Pferd darauf Raum hatte. Dennoch bewegte sich die Schaar im Eilschritt vorwärts, und wo es irgend möglich war, wurden die Thiere im Trab gehalten.

Die Vegetation erschien immer kleiner und spärlicher, die Gebirge hoben sich in immer höher aufsteigenden Felsenmassen empor, und nur in den Vertiefungen zwischen den einzelnen Bergen war noch Wald zu erblicken.

Die Gluth der Sonne und ihr Wiederschein von dem durchhitzten kahlen rothen Gestein war sengend, und unbegreiflich schien es, wie hier und dort aus demselben hervorgewachsene Pflanzen dem Verdorren widerstehen konnten.

Hin und her an den Felsen, an tausend Fuß tiefen Abgründen wand sich die Reiterei während des Tages hinweg, ohne länger zu rasten, als um den Durst der Pferde und den eignen mit einem Trunk frischen Bergwassers zu löschen; je höher man aber kam, desto frischer und leichter wurde die Luft, und desto rascher ging es vorwärts dem Orizaba zu, dessen kolossale Form sich schnell vor den Blicken der Herannahenden vergrößerte.

Der Tag neigte sich, die Sonne versank in einem

Feuermeer hinter den Gebirgsmassen, und deren lange Schatten drängten das letzte Licht von Mexico's Golf-Küste. Doch bald zeigte der Mond den Reitern den Weg und machte es ihnen möglich, die Schwierigkeiten und Hindernisse, die derselbe bot, zu überwinden.

Der schmale Fußpfad mündete jetzt in eine weite gute und künstlich angelegte Straße, die sich hoch über einem von Norden nach Süden laufenden Thale an dessen östlicher Gebirgswand hinzog.

Die beiden Mexicanischen Führer hielten an und theilten Aubrey mit, daß die Hacienda Santa Anna's von hier nur noch einige Meilen entfernt sei.

Die Reiterei ordnete sich in Züge, Aubrey's Leute nahmen die Spitze, und Falkland mit seiner Abtheilung folgten ihnen nach. Sechs Freiwillige wurden hervorgerufen, um in einiger Entfernung vorauszureiten, während die beiden Mexicaner sich an Aubrey's Seite hielten.

Schweigend bewegte sich der Zug nun auf der Straße fort, das Licht des Mondes war sehr hell geworden, so daß man auch auf weite Entfernungen Gegenstände deutlich unterscheiden konnte, und man erreichte nach einer kurzen Biegung um einen Felsvorsprung eine Brücke, die in kühnen Bogen über ein rauschendes Gebirgswasser gespannt war. Von hier aus führte die Straße ziemlich steil nach einem Berg

hinauf, auf dessen Höhe man Baumgruppen und Gebäude erkannte, die von Feuerschein erleuchtet schienen.

Die beiden Mexicaner bestimmten den Führer, hier abermals anzuhalten, und bezeichneten jene Gebäude als die Hacienda Santa Anna's und das Licht als das der Wachtfeuer von Carrasco's Guerillas. Zugleich baten sie um die Erlaubniß, sich nun entfernen zu dürfen, da Capitain Dominguez ihnen ausdrücklich befohlen habe, sich vor den Guerilla's nicht sehen zu lassen; sie bemerkten noch, daß die Straße geraden Wegs vor das Schloß auf den Platz führe, auf dem der Feind lagere, und lenkten, Capitain Aubrey noch einen glücklichen Erfolg wünschend, ihre Pferde eilig auf der Straße zurück.

Aubrey hieß jetzt fünfzig seiner Leute absitzen, ließ ihre Pferde zusammenkoppeln und commandirte einige der Schützen bei denselben zu bleiben. Die Mannschaft marschirte nun zwei und zwei hinter einander zu beiden Seiten der Straße, und in einiger Entfernung hinter ihnen folgte die Cavallerie, von Aubrey und Falkland geführt.

Die Stille der Nacht wurde nur durch die Tritte der Pferde unterbrochen. Näher und näher kam man dem Schlosse, und jeden Augenblick erwartete man den Blitz eines Gewehres zu sehen.

„Es soll mich doch wundern, ob sie die Höhe hier zur Linken nicht besetzt haben?" sagte Aubrey zu dem Lieutenant, der an seiner Seite ritt, indem er nach einer Felsenmasse hinzeigte, die sich in kurzer Entfernung von der Straße schroff erhob.

In demselben Augenblick erscholl der Ruf: „Quien vive?" von dem bezeichneten Platze her. Unmittelbar darauf blitzte dort das Feuer aus mehreren Gewehren, und die Kugeln pfiffen durch die Reihen der Reiter. Der Gruß wurde unter Flüchen mit einigen Büchsenkugeln erwiedert, und im Sturmlauf ging es nun nach den Gebäuden hinauf, wo man jetzt viel Bewegung gewahrte.

Die Amerikaner hatten dieselben bis auf einige tausend Schritt erreicht, als von beiden Seiten der Straße ein lebhaftes Vorpostenfeuer auf sie gerichtet wurde, und gleich darauf ein Zug Reiter zwischen den Gebäuden hervorbrach, der mit dem Ruf: „viva la republica!" in gestrecktem Gallopp auf der Straße herunter ihnen entgegenstürmte.

„At them!" scholl der Commando-Ruf Aubrey's jetzt mit gewaltiger Stimme, und mit einem donnernden Hurrah folgte ihm die Schaar der berittenen Schützen in fliegender Carrière.

Bis auf fünfzig Schritt hatten sich die Reitermassen genähert, als die Mexicaner, die große Ueberlegenheit

der Amerikaner erkennend, ihre Carabiner abfeuerten und ihre Pferde herumwarfen, um sich nach den Gebäuden zurückzuziehen. Doch wie ein Sturm brauste die Cavallerie der Amerikaner mit wüthendem Kriegsgeschrei ihnen nach und erreichte beinahe zugleich mit ihnen das große eiserne Gitterthor, welches durch eine durchbrochen und kunstvoll gebaute Ziermauer auf den großen Platz vor dem Schlosse führte.

Ein heftiges Gewehrfeuer von dort und von der Mauer empfing die Verfolger, doch hinderte es sie nicht, den Reitern der Guerillas nachzusetzen und sich auf die dort aufgestellten Feinde zu werfen.

Der Kampf auf beiden Seiten war verzweifelt, die Verwirrung grenzenlos. Die Amerikaner hatten die Reihen der Guerillas durchbrochen, und diese, sich in einzelnen Haufen gegen die Mauer und gegen das Schloß drängend, wehrten sich mit den Kolben ihrer Glattbüchsen, da ihnen die Amerikaner keine Zeit zum Laden ließen, sondern ihre Pferde immer wieder zwischen sie hineinsprengten und sie mit ihren Revolvern links und rechts niederschossen.

An dem gegenüberliegenden Thore des Platzes hatte sich aber eine größere Zahl des Mexicanischen Fußvolks gesammelt, und ihre berittene Mannschaft, von ihrem Anführer Carrasco angefeuert, vertheidigte den Zugang zu ihnen mit größtem Muth und verzweifelter Hart-

näckigkeit, während jene ein lebhaftes Gewehrfeuer unterhielten.

„Viva la republica! Mueran los Americanos!“ drang Carrasco's Stimme durch den Tumult und feuerte seine Gefährten, die den Ruf wiederholten, zum Kampfe an.

Da sprengte Aubrey durch den Haufen der Mexicanischen Cavallerie auf deren Hauptmann zu, Beider Pferde bäumten sich hoch vor einander, die Reiter-Säbel begegneten sich in furchtbaren Hieben und wurden von Neuem geschwungen, als eine Kugel den Kopf von Aubrey's Hengst traf, und derselbe mit seinem Reiter in dem Getümmel verschwand.

Ein Siegesschrei der Mexicaner lenkte die Aufmerksamkeit der Amerikaner nach dem Platze, wo der Hauptmann gefallen war, doch Falkland selbst hatte den Freund vor seinem Sturze erkannt und sprengte, von Moorland und seinen Leuten gefolgt, auf seinem Schimmelhengst in den dichten Haufen. Ihre Revolver brachten viele der Mexicaner aus ihren Sätteln, deren Kameraden warfen ihre Pferde herum dem Thore zu und jagten, ihre eigne Fußmannschaft überreitend, in wilder Flucht durch dasselbe hinaus.

Falkland und Moorland waren von ihren Pferden gesprungen und halfen Aubrey sich von der Last seines auf ihm liegenden todten Hengstes befreien, während

dessen zu Fuß kämpfende Mannschaft an ihm vorüberstürmte und sich mit dem Rufe: „down with the Mexican dogs!“ auf die sich durch das Thor drängenden Guerillas stürzte und niedermetzelte, was nicht schnell genug in rascher Flucht entweichen konnte.

Aubrey war nicht verwundet und rief nach einem anderen Pferd. Moorland gab ihm das seinige, und da Aubrey seinen Reitern zurief, ihm den Mexicanern nachzufolgen, so beorderte Falkland den Lieutenant mit seiner Schaar und den unberittenen Schützen den Platz zu behaupten und folgte seinem Freunde zu dem Thore hinaus auf der breiten Landstraße hin.

Das Fußvolk der Mexicaner wurde bald eingeholt, doch floh dasselbe zur Seite der Straße nach allen Richtungen hin über den unebnen, felsigen Grund.

Carrasco aber, der sich bemüht hatte, seine Leute zurückzuhalten und zu neuem Kampf anzufeuern, ergriff, als er die Amerikaner kommen sah, von seinen Reitern umgeben selbst die Flucht und sprengte mit ihnen davon.

Aubrey und Falkland sahen in dem Mondlicht deren schwarzen Haufen dahinjagen, und da sie wußten, daß Carrasco darunter war, so gaben sie ihren Pferden Zügel und Sporen und setzten, von einigen vierzig Schützen gefolgt, den Fliehenden nach. In wilder Jagd ging es den Berg hinab, durch das Thal, durch einen schäumenden, seichten Fluß und wieder auf der

Straße am Berg hinauf, auf dessen Höhe sie schon von Weitem Baumgruppen und große Gebäude erblickten, nach welchen die Straße zu führen schien.

Bis in den Fluß hinein hatten sie die Entfernung zwischen sich und den Mexicanern nicht vermindert, doch jetzt, da es bergauf ging, sahen sie, daß deren Pferde ermüdeten, und sie mit jedem Sprunge ihrer Rosse denselben näher kamen.

Das Kriegsgeschrei und Hurrah der Amerikaner schallte laut und gellend zu den Ohren der Guerillas, und mit den Sporen und Knutenhieben trieben diese ihre Pferde zu einer letzten Kraftanstrengung an, um die Hacienda zu erreichen, die jetzt nahe vor ihnen lag.

In wenigen Minuten waren sie an dem offenen Eingang, der durch die niedrige, von losen Steinen aufgebaute Mauer in den Park führte. Sie sprengten durch die Allee alter Orangen- und Granatbäume den Gebäuden zu, bis sie in kurzer Entfernung von denselben von ihren Pferden sprangen und nun zu Fuße in verworrener Flucht nach verschiedenen Richtungen davon eilten.

Doch die Amerikaner waren ihnen kurz auf den Fersen gefolgt, auch sie sprangen von ihren schäumenden Thieren und stürzten mit Büchse und Revolver in den Händen den einzelnen Guerillas nach.

Aubrey glaubte Carrasco in einer hohen Manns-

gestalt erkannt zu haben, die vor ihm nach dem Haupteingang des einstöckigen, breiten Gebäudes hinrannte. Er stürzte ihm nach, während von allen Seiten des Parkes Schüsse fielen, und erreichte den Fliehenden, als er über die hohe, breite Marmortreppe in den hellerleuchteten Eingang des Hauses sprang.

In diesem Augenblicke feuerte Aubrey einen Schuß aus seinem Revolver nach ihm ab und sah im Hinaufspringen nach der Thür, daß der Guerilla in dem breiten Corridor auf dem marmornen Fußboden zusammenstürzte, aber zugleich auch, daß von dem fernen Ende des Ganges ein elegant gekleideter junger Mann in Mexicanischer Tracht mit einem Degen in der Faust auf ihn zueilte.

„Tod und Teufel, selbst hier ist man vor Euch Unmenschen nicht sicher! Zieh, auch ich bin Officier!“ rief derselbe Aubrey zu und stürzte mit vorgehaltenem Degen auf diesen ein.

Aubrey blieb stehen, hielt seinen Revolver dem Heranstürmenden entgegen, und der nächste Augenblick würde wahrscheinlich dessen letzter gewesen sein, wäre nicht aus einer Seitenthür eine Frauengestalt zwischen ihn und den Angreifer getreten, die Letzterem in den bewaffneten Arm fiel.

„Zurück Carlos!“ rief sie dem jungen Manne zu, indem sie ihn mit ihrem schlanken Körper deckte, „und

zurück Du Fremder, wenn ein Funken von Menschlichkeit in Deiner Barbarenbrust ist!" schrie sie Aubrey entgegen und streckte ihren schneeigen Arm aus dem reichen Spitzenärmel ihres weißen Gewandes, das sie wie ein durchsichtiges Nebelgewölk umgab, nach ihm aus.

„Was wollt Ihr hier in der friedlichen Wohnung eines Privatmannes, ist es nicht genug, daß Ihr Eure siegreichen Waffen bis in die Hauptstadt der unglücklichen Republik getragen habt? Nennet Ihr Euch nicht die große, die gebildete, die edle Nation? So ehrt denn wenigstens die Zufluchtsstätten der Frauen Eurer Feinde!"

Die Worte waren mit einer solchen Gewalt, einer solchen Hoheit gesprochen, und die ganze Erscheinung des Mädchens war eine so edle, eine so reizende, daß Aubrey staunend zurücktrat und für den Augenblick keine Worte finden konnte.

„Sie sind Officier!" fuhr die schöne Gestalt, die Verlegenheit Aubrey's gewahrend, in reinem Englisch fort, „Sie werden einer Dame gegenüber Ihre Ritterlichkeit nicht verleugnen und als *Gentleman einem Frauenzimmer Ihren Schutz nicht versagen. Halten* Sie Ihre hartherzigen Leute aus diesen Mauern zurück, da deren Bewohner in keiner Verbindung mit den Guerillas stehen und keinen Theil an Ihren Streitigkeiten mit unserer Regierung nehmen."

„Señora, ich bin einem offenkundigen Feinde unserer Waffen in dies Haus gefolgt," sagte Aubrey jetzt, seine Befangenheit überwindend, „und selbst wenn die Bewohner dieses Hauses Theil an unserem Kampfe nähmen, so würde ich es dennoch fliehen, da ich solchen Waffen, wie den Ihrigen, zu widerstehen nicht im Stande sein würde. Auch war ich hier der angegriffene Theil, denn der Herr dort zwang mich mit dem Degen in der Hand zur Selbstvertheidigung."

„Mein Herr," sagte der junge Mexicaner auf Aubrey zutretend, „mein Name ist Carlos Escovar, ich diente in Veracruz während dessen Belagerung durch Ihre Truppen als Capitain in dem Oajaca-Bataillon und wurde nach der Kapitulation auf Ehrenwort entlassen, Mexico in diesem Kriege nicht wieder zu dienen. Ich habe den Degen jetzt nur ergriffen, um mich selbst und meine Freunde hier in ihrem Privateigenthum zu vertheidigen. Ich stelle Ihnen hier meine Braut Doña Zoraida de Escalante vor, die Tochter von Don Maria de Escalante, dem Eigenthümer dieser Hacienda."

In diesem Augenblick trat Falkland in den Corridor und blieb, mit Erstaunen auf die Anwesenden blickend, an der Thür stehen, indem er einer Zahl der Schützen den Weg vertrat, die sich hinter ihm in das Haus drängen wollten.

Das wilde Aussehen dieser Krieger, auf deren

gebräunte und aufgeregte Gesichtszüge das helle Licht aus dem Corridor fiel, wirkte erschreckend auf das Mädchen, und mit krampfhafter Bewegung erfaßte sie Aubrey's Hand und sagte mit bebender Stimme zu ihm:

„Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, halten Sie diese Leute aus unserem Hause, ihr Anblick macht mich erzittern. Ich bitte Sie, Herr, haben Sie Barmherzigkeit!"

Sie sprach diese Worte mit großer Angst, aber zugleich mit einem lieblichen, hinreißenden Vertrauen und heftete dabei ihre großen, dunkeln Augen so flehend, so unwiderstehlich auf Aubrey, daß dieser sich rasch umwand, Falkland's Hand ergriff und zu ihm sagte:

„Komm Falkland, laß unsere Leute die Pferde holen, wir müssen zurück nach Milagro, wir sind dort vielleicht sehr nöthig."

„Lassen Sie mich Ihnen danken, Herr," sagte jetzt Zoraida, zu Aubrey hintretend, indem sie wieder seine Hand ergriff, „und sagen Sie mir Ihren Namen, damit er für immer in meinem Andenken einen festen Platz einnehme."

„Ich heiße Aubrey, mein Fräulein, doch indem ich Privateigenthum schone und vor weiblicher Anmuth die Waffen sinken lasse, thue ich Nichts mehr, als einem Ehrenmanne obliegt."

„Sollten Sie als Freund wieder in unsre Nähe

kommen, so müssen Sie unser Haus zu Ihrer Heimath machen. Ich wünschte, mein Vater hätte Sie kennen gelernt; er ist leider abwesend und kommt erst morgen zurück; nicht alle Amerikanischen Officiere nehmen so viel Rücksicht, als Sie."

„Auch meinen Dank bitte ich anzunehmen, Capitain Aubrey," sagte Escovar, indem er diesem die Hand hinreichte, „wenn Sie länger hier in der Gegend verweilen, so hoffe ich Ihre nähere Bekanntschaft machen zu können."

Aubrey reichte ihm die Hand, ergriff dann nochmals die der schönen Zoraida, um seine Lippen zum Abschied auf deren Alabaster zu drücken. Dann eilte er zu seinem Freunde und seiner Mannschaft.

Wenige Minuten später war die Schaar wieder auf der Landstraße auf dem Wege nach Milagro.

Das Schloß schien ihnen bei Annäherung mit erleuchteten Fenstern entgegen, und seine ganze Fronte erglänzte im hellen Feuerschein. Sie hatten bald das Thor wieder erreicht und ritten auf den großen Platz, auf dem jetzt eine Menge Feuer aufloderten, um welche die Sieger sich gelagert hatten und beschäftigt waren, ihr Abendbrot zu bereiten.

Der Schlag war gelungen, das Corps der Guerillas war zerstreut und fast vernichtet, doch es hatte viel größere Opfer gekostet, als man erwartet hatte.

Vier und dreißig Schützen waren geblieben und eine große Menge verwundet, mit deren Verbinden der Arzt im Augenblick noch in einem der Säle des Schlosses beschäftigt war.

Falkland, der auch Mediziner war, eilte Jenen zu unterstützen, und Aubrey ließ den Major domo oder Verwalter des Schlosses, der den Siegern dasselbe geöffnet hatte, zu sich entbieten.

Mit tiefer Verbeugung und kriechender Unterwürfigkeit näherte sich der alte Mexicaner dem Hauptmann, doch trotz seiner gezwungen freundlichen und ehrerbietigen Miene blickte aus derselben List, Heuchelei und unversöhnlicher Haß gegen die Amerikanischen Krieger unverkennbar hervor.

„Nun Alter, Du hast Einquartierung bekommen, kannst Dich nur hübsch zusammennehmen, daß Du Deine Gäste gut bedienst, es sind gar wunderliche Gesellen darunter, die nicht viel für ein Menschenleben geben. Wie ist Dein Name?“

„Mignel, Euer Gnaden unterthänigster Diener. Bin ein armer, alter Mann und esse hier das Gnadenbrod meines Herrn. Was ich für die heldenmüthigen Sieger thun kann, geschieht mit Freuden, und ich warte nur auf deren Befehle.“

„Du sollst die Wahrheit sagen, auf Alles was Du gefragt wirst. Ertappe ich Dich bei einer Unwahrheit,

so lasse ich Dich an der nächsten Palme aufhängen. Merke Dir das. Wann war Santa Anna zuletzt hier?"

„Nach der glücklichen Schlacht bei Cerro Gorda, Euer Gnaden; er blieb jedoch nur eine Nacht bei seiner jungen Frau, die damals hier wohnte, und ritt am andern Morgen weiter!"

„Nach der glücklichen Schlacht sagst Du? ich denke doch, daß sie Santa Anna so übermäßig viel Glück gerade nicht gebracht hat."

„Glücklich für die Helden, für unsere Retter aus Santa Anna's Tyrannei."

„Du alter Spitzbube, jetzt schon hättest Du den Strick verdient; so eben sagst Du, daß Du das Gnadenbrod hier bekämest, und nun schmähst Du Deinen Wohlthäter? Schuft! Wie viel Dienerschaft und Personal überhaupt lebt gewöhnlich auf diesem Platze?"

„Nur sehr Wenige, Euer Gnaden, das Eigenthum Santa Anna's ist jedem Mexicaner heilig, und deshalb bedarf es hier keiner Schutzwache. Die nöthige Arbeit im Garten und Feld wird durch Indianer gethan, die ihre Hütten in der nahen Umgebung aufgeschlagen haben."

„Haben denn die Guerillas früher das Haus nicht betreten? Sie haben doch lange Zeit in der Gegend gehaust."

„Nur der Hauptmann Carrasco drängte sich

manchmal zu mir in das Zimmer, doch seinen Leuten erlaubte er nie hereinzukommen. Er wußte, daß Santa Anna es streng untersagt hatte."

„Jetzt komme ich zu der Hauptfrage, gieb Acht, daß Du sie gut beantwortest, wenn Dir Dein kurzer fetter Nacken lieb ist. Wie sieht es aus in Euerm Keller? Ich habe immer gehört, daß Dein Herr ein Liebhaber von gutem Wein sei, und ich gestehe es, ich bin es auch und durstig."

Der Haushofmeister fuhr bei dieser Frage zusammen, er winkte mehrere Male mit seinen langen buschigen Augenbrauen, schluckte wiederholt und schien das rechte Wort gerade nicht finden zu können.

„Nun, wie sieht es aus, Du überlegst wohl, was weniger unangenehm sein würde, den Wein herausgeben, oder gefangen zu werden? Heraus damit!"

„O ja wohl, Euer Gnaden, es ist noch etwas Wein hier, und auf Befehl muß ich ihn ja hergeben. Wie viel Flaschen soll ich holen?"

„Lieber Alter, heute will ich höchst ausnahmsweise einmal selbst den Kellermeister machen; nimm Du das Licht und die Schlüssel zu allen Kellern und Orten, wo Du Wein, auch sonstige trinkbare und eßbare Stoffe aufbewahrt hast, und finde ich morgen beim Durchsuchen des Hauses noch Etwas, was Du mir verheimlicht hast, so trägst Du die letzten Schuhe."

Aubrey rief nun einen seiner Officiere und einige Schützen herbei, der alte Schloßvogt kam mit den Schlüsseln und Lichtern, und man ging hinter ihm her durch das Erdgeschoß in den in den Felsen ausgehauenen geräumigen Keller.

Es wurden dort sehr bedeutende Vorräthe von Weinen aus allen Weltgegenden vorgefunden, und zwar zur großen Bequemlichkeit der Gäste meist alle in Bouteillen. Aubrey ließ so viel davon hinauftragen, als er glaubte, daß sie seinen Kameraden keinen Schaden zufügen würden, und nahm darauf die Schlüssel zu den verschiedenen Thüren, die zu dem Keller führten, selbst in Verwahrung.

Das Erscheinen des Weines rief unter den Schützen eine überaus fröhliche Stimmung hervor; die Bouteillen waren bald vertheilt, und der erste Toast, der ausgebracht wurde, war für diesmal, der bestehenden Feindschaft ungeachtet, auf das Wohl Santa Anna's.

Trotz der großen Wachtfeuer, um welche sich die Leute gelagert hatten, wurde es doch recht kühl, und Viele derselben schlugen vor, Quartier in Santa Anna's Gemächern selbst zu beziehen. Aubrey gab seine Einwilligung dazu, mit der sehr ernsten Mahnung, nicht zu vergessen, daß Alles in dem Hause unbeschädigt bleiben müsse. Die Wache nur blieb auf dem Platze zurück, und alle Uebrigen stürmten, nachdem sie

ihre Pferde gefüttert und versorgt hatten, mit ihren Decken und Waffen in das Haus, in welchem sie sich nach ihrem Geschmack so gut und so angenehm als möglich einzuquartieren suchten.

Die Einrichtung in dem Gebäude war prächtig und ganz des Napoleon's des Südens, wie sich Santa Anna selbst nannte, würdig.

Die Corridors sowie die breiten Treppen waren von polirtem Marmor, die Gemächer zeigten den reichsten eingelegten Parquetboden, die Wände prangten in den allerkostbarsten Seidenstoffen und waren mit den werthvollsten Bildern geschmückt, und die Möbel waren von der herrlichsten und meisterhaftesten Arbeit. Seltene Kunstschätze sah man in alle Zimmer vertheilt, und bei all der Pracht und dem Reichthum, der durch das ganze Gebäude herrschte, war nirgends die Bequemlichkeit vergessen.

Ein Saal erregte ganz besonders die Neugierde und das Ergötzen der Soldaten und wurde von einigen dreißig derselben in Besitz genommen. Es war ein Saal mit vier Balkonfenstern, an dessen beiden Seiten sich Kabinets befanden. Die Decke desselben, so wie auch die Wände waren ganz mit Spiegeln bedeckt, so daß man sich, wohin man sich auch wendete, in ihnen erblicken mußte. Neben den Thüren, welche in die Kabinets führten, waren Kamine angebracht, in

denen die durch den Wein erheiterten Schützen helle Feuer auflodern ließen, deren doppeltes, unstätes und flackerndes Licht die vielen Personen um so deutlicher von allen Seiten in den blitzenden Wänden reflectirte.

Lachend und scherzend hatten sich die Soldaten auf ihren wollenen Decken in der Mitte des Saales niedergelassen, als Aubrey und Falkland von dem Hausvogt geführt hereintraten, um sich nach einem der Kabinette zu begeben, welches dieser, als Santa Anna's Schlafzimmer bezeichnend, aufschloß und den beiden Freunden zu ihrem Gebrauch empfahl.

„Dies Zimmer ist seit der Abreise der Herrschaften noch nicht wieder betreten worden, und die Betten sind noch nicht einmal frisch belegt," sagte der alte Mexicaner, mit dem Licht voranschreitend, „doch will ich sogleich meine Tochter herauf senden, um Alles in Ordnung zu bringen."

„Das wird nicht nöthig sein," antwortete Aubrey, „ich wenigstens scheue mich nicht, nach dem Herrscher Mexico's mich in dessen Bett zu legen, so wie ich es finde. Hoffentlich wird er sein hölzernes Bein nicht haben darin liegen lassen, und Du, Falkland, wirst wohl auch keine Bedenken tragen, auf dem Kissen zu ruhen, in das seine schöne junge Frau ihr schwarzes Lockenköpfchen gedrückt hat. Wahrhaftig, hier liegt noch ihre Spitzenhaube und ihr Nachtgewand; zieh es

zum Scherz an, dann träume ich vielleicht, ich sei Santa Anna, und neben mir ruhte dessen schönes Weib. Ein köstlicher Spaß, herunter mit dem blauen Rock."

Mit diesen Worten hielt er seinem Freunde das schneeige Gewand hin, dieser schlüpfte hinein, setzte die Haube auf, band sie um seinen schwarzen Bart unter dem Kinn zu und warf sich hell auflachend in das weiche Bett der Herrscherin. Aubrey ergriff dagegen einen kostbaren, bunten seidenen Schlafrock, der auf Santa Anna's Bett lag, zog ihn an und streckte sich dann höchlichst ergötzt auf dessen Lager hin.

Es war ein Uhr geworden, und die beiden Freunde sowohl, als die Soldaten waren bald durch Müdigkeit und den reichlich genossenen guten Wein in einen tiefen Schlaf versunken, so daß in dem Schloß und rings umher außer dem Tritt der ausgestellten Posten kein Laut mehr hörbar wurde. Selbst die Wache im Hofe war auf die als Kopfkissen unter sich gelegten Sättel zurückgesunken und gab sich der Ruhe hin, aus der sie nur von Zeit zu Zeit der vor dem Gewehr stehende Schütz ermunterte, wenn die Posten abgelöst werden mußten.

Plötzlich schreckte ein Büchsenschuß die Schläfer aus ihren Träumen empor, ein zweiter und ein dritter fiel, und Alles griff zu den Waffen.

Auch in dem Spiegelsaal wirkte der Ton wie ein

elektrischer Schlag auf die dort ruhende Mannschaft, schlaftrunken fuhren die Leute, ihre Revolver ergreifend, von ihren Decken auf; die niedergebrannten wenig leuchtenden Feuer in den Kaminen ließen in den Spiegelwänden zwar nur ihre eignen Gestalten erblicken, doch glaubten sie ihnen nahende Feinde zu erkennen und feuerten ihre Revolver nach denselben ab, so daß mit einem donnernden Geprassel und Geklirre die Spiegelscheiben in tausend Scherben von den Wänden flogen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des vorgedachten Schlafzimmers, Falkland im Frauen-Negligée und der Spitzenhaube stürzte mit dem Degen in der Faust in den Saal und Aubrey in Santa Anna's Schlafrock gehüllt ebenso bewaffnet ihm nach.

„At them, boys, hurra!“ schrieen sie Beide, durch den Tumult und den Pulverdampf nach der Thür und die Treppe hinunter eilend, und erschienen zum größten Erstaunen der Soldaten, die es sich nicht erklären konnten, was im Hause vorgegangen, im Hofe bei dem Wachtfeuer, wo diese schon, zu etwa nöthiger Abwehr eines Angriffs bereit, in Reih' und Glied getreten waren.

Jetzt erst, da sich ihnen hier kein Feind entgegenstellte, bemerkten die beiden Hauptleute ihre Verkleidung; ein schallendes Gelächter von Seiten der Sol=

daten und Hurrah für Santa Anna's Frau schallte durch den Hof.

Die Patrouille, die der wachthabende Lieutenant nach den Posten abgesandt hatte, von denen her die ersten Schüsse gehört waren, kam zurück und berichtete, daß sich mehrere Personen im Schatten des Parks, der das Schloß umgab, in der Nähe der Posten vorübergeschlichen, worauf diese, da sie auf ihr Anrufen keine Antwort bekommen, gefeuert hätten.

Die Posten waren verstärkt worden, und da man die ganze Begebenheit für blinden Lärm und die Folge von Santa Anna's gutem Wein hielt, so beschloß man sich wieder zur Ruhe zu begeben.

Als Aubrey und Falkland aber in den Spiegelsaal traten, bemerkten sie erst die dort stattgehabte Zerstörung mit großem Leidwesen; alle vier Wände waren zertrümmert und der schöne Parquetboden mit Glasstücken übersäet.

Aubrey fühlte sich durch diesen Vorfall höchst unangenehm berührt, da derselbe den Schein der Rohheit und frevelhafter Zerstörungssucht auf seine Leute werfen mußte, doch überzeugte er sich bald vollkommen, daß der Unfall wirklich nur durch Täuschung veranlaßt war, und daß weder ihn noch seine Leute ein Vorwurf treffen könnte.

Nur Wenige waren nach dieser Aufregung im Stande, den Schlaf zurückzurufen, und als der Tag graute, war Jeder schon an seinem Platze im Freien.

Aubrey und Falkland, in ihre Decken gewickelt, standen bei dem Wachtfeuer und gaben einer Anzahl Leute den Befehl, unweit des Schlosses Gräber für ihre in vergangener Nacht gefallenen Brüder zu bereiten, da rief einer der Soldaten von der Mauer her, welche den dem Gebäude gegenüberliegenden Platz umgab, am Abhange unter derselben hänge ein Mann an einer Cocospalme aufgeknüpft. Alles lief dorthin und blickte in den terrassenförmig absteigenden Park, wo denn wirklich an einer zum Himmel aufstrebenden Palme dem Ansehen und der Kleidung nach ein Mexicaner aufgehängt war.

„Mein Gott, sieht der Kerl nicht gerade so aus, wie Dein Freund Dominguez? Wenn ich ihn nicht noch so spät in der Nacht in Veracruz gesehen hätte, so würde ich darauf schwören, daß er es sei,“ sagte Falkland zu Aubrey.

„Dominguez hängt man nicht so leicht. Dieser Kerl hat wahrscheinlich dort schon gehangen, als wir hierher kamen,“ sagte Aubrey und beorderte einige Soldaten, den Leichnam von dem Baum loszuknüpfen.

Der Strick, woran derselbe hinaufgezogen worden,

war unten um den schlanken Stamm der hohen Palme gebunden, weshalb es ein Leichtes war, den Körper herunterzulassen.

„Dominguez?" schrien jetzt mehrere der Soldaten beim Anblick des Todten, und Aubrey und Falkland rannten voll Erstaunen in den Park hinunter, um sich von dem Unglaublichen zu überzeugen.

Es war Dominguez el Hermoso, der Spion, und auf seiner Brust war ein Papier befestigt, auf welchem geschrieben stand: „Dem Verräther seinen Lohn."

Die Aerzte überzeugten sich, daß er erst vor einigen Stunden dem Tode überliefert worden war, und es stellte sich nun deutlich heraus, daß die Männer, nach welchen die Posten in der Nacht geschossen hatten, seine Blutrichter gewesen waren.

„Die Gerechtigkeit hat ihn ereilt, er verdiente kein anderes Loos," sagte Falkland, und Aubrey stimmte ihm bei, obgleich er in dem Interesse der Armee dessen Verlust sehr bedauerte.

Nach dem Frühstück, wozu ein soeben erschossener Stier das Fleisch hatte geben müssen, schritt man zur Erfüllung der traurigen Pflicht, die man den gefallenen Kameraden zu erweisen hatte; sie wurden unter militairischen Ehren beigesetzt, und drei Büchsensalven wurden ihnen als letzter Gruß nachgesandt. Der Haus-

vogt war beauftragt worden, auch für Hinwegschaffung der getödteten Guerillas, deren Zahl sich weit über hundert belief, Sorge zu tragen.

Ein Kommando Schützen wurde nun nach Veracruz zurückgesandt, um Wagen zum Transport der Verwundeten herbei zu holen, und dann suchte ein Jeder sich die Zeit bis zu dessen Rückkehr so angenehm als möglich zu vertreiben.

Santa Anna's Weinvorrath mußte wieder herhalten, die Waffen wurden nachgesehen und gereinigt, Kugeln gegossen, die Pferde gepflegt und die Schäden an den Kleidungsstücken und dem Reitzeug ausgebessert.

„Wie wäre es, wenn wir unserer schönen Bekannten von vergangener Nacht unsere Aufwartung machten?" sagte Aubrey zu seinem Freunde, als die Sonne sich den westlichen Gebirgen näherte; „ich glaube, wir würden dort freundlich empfangen werden. Außerdem möchte ich doch wissen, ob es wirklich Carrasco gewesen ist, dem ich das Laufen vertrieben habe, der Kerl war im Feuer todt."

„Gut, laß uns hinüber reiten, es ist nicht weit, und wir können einige unserer Leute zur Bedeckung mitnehmen," antwortete Falkland; Aubrey gab den zurückbleibenden Officieren Verhaltungsbefehle, und bald

darauf waren die Beiden mit einem Dutzend Schützen unterwegs nach Escalante's Landsitz.

Jetzt erschien ihnen die Gegend ganz anders, als in der Nacht während der Verfolgung des Feindes. Bei Ersteigung des Berges, auf dessen Höhe die Hacienda lag, öffnete sich ihnen ein Blick über die niedrigern Gebirgszüge nach Veracruz und dem Golf, der wie ein glänzender blauer Teppich mit dem fernen Horizont in einem Purpurnebel verschwamm, und zwischen den zu ihren Füßen liegenden schroffen Felsenmassen hob sich die tropische Vegetation höher und mächtiger, je weiter sich der Blick der Küste zuwandte. Der Eingang in den Park, in den die Freunde in der Nacht mit solcher Hast gestürmt waren, wurde erreicht, und lieblich und einladend dehnte sich die Allee vor ihnen hin, die durch vier Reihen mit Blüthen und Früchten bedeckter Orangen- und Granatbäume gebildet wurde.

Sie hatten sich dem Gebäude bis auf kurze Entfernung genähert, als Escovar aus dessen Thür trat und ihnen freundlich entgegenschritt.

„Seien Sie mir willkommen, meine Herren,“ sagte er mit einem Gruß; „die Familie wird sich sehr freuen, Sie hier zu sehen. Wir haben während des Tages oft von Ihnen gesprochen und überdacht, ob Sie uns wohl noch einmal aufsuchen würden.“

„Ich wünschte den unfreundlichen Eindruck, den mein Besuch in vergangener Nacht hier gemacht haben muß, zu verwischen, um nur als Freund in Ihrer Erinnerung fortzuleben, und dazu wollte ich die nächste sich darbietende günstige Zeit benutzen, denn der Soldat kann nicht auf den folgenden Tag rechnen," antwortete Aubrey.

Die beiden Hauptleute wurden nun von dem jungen Mann in das Haus und dessen langen Corridor nach der entgegengesetzten offenen Thür geleitet, durch welche sie hinaus auf die mit Marmor getäfelte Veranda traten, welche von einem auf mächtigen Pfeilern ruhenden Portal überdacht wurde. Hier war hinter einer zwischen den Säulen gegen die Sonne ausgespannten Leinwand die Familie Escalante versammelt, die aus dem Vater, der Mutter und zwei Töchtern bestand, von welchen letztern uns Zoraida, die ältere, schon bekannt geworden ist.

Zoraida sah Aubrey aus der Thür treten und eilte augenscheinlich freudig überrascht ihm entgegen, um ihn und seinen Freund, welchen er ihr jetzt vorstellte, zu begrüßen und mit ihren Eltern und ihrer Schwester bekannt zu machen.

Der alte Escalante, ein untersetzter ziemlich bejahrter Mann mit schneeweißen, doch vollem, sehr kurz geschnittenem Haar, schwarzen Augenbrauen und schwar-

zem Backenbart, empfing die Angekommenen mit ernster Höflichkeit, und man konnte ihm ansehen, daß er die Feinde und Besieger seiner Nation in den ihm als Freunde vorgestellten Fremden nicht verkannte. Es mischte sich eine unterdrückte Abneigung, ja eine Bitterkeit in den gezwungen freundlichen Ausdruck seiner Züge, und mit sichtbar widerstrebendem Gefühle sagte er nach Mexicanischer Sitte zu ihnen: „Betrachten Sie mein Haus als Ihre Heimath."

Señora Escalante, seine Frau, eine hohe elegante Gestalt, deren ganze Erscheinung die Abstammung von altspanischem Blute bekundete, schien die in dem Ausdruck und dem Benehmen ihres Gemahls mangelnde Wärme ersetzen zu wollen und bat Aubrey mit einer anstandsvollen, doch freundlichen Bewegung neben ihr Platz zu nehmen, während sie Falkland den Sessel zwischen ihren beiden Töchtern anbot.

„Wir sind Ihnen für die Rücksicht, die Sie uns in vergangener Nacht haben angedeihen lassen, sehr großen Dank schuldig," sagte die Dame mit Wärme zu Aubrey, „und ich bitte Sie zu glauben, daß dies nicht leere Worte sind, sondern daß ich es im Grund meines Herzens so fühle. Wir waren ja in Ihrer Gewalt, Ihre Feinde hatten unsere Mauern betreten, und deshalb stand es Ihnen als Soldat frei, uns gleichfalls als Feinde zu behandeln. Ach, wenn ich mich der Schreckens-

scenen erinnere, die in den Städten unseres unglücklichen Landes beim Einmarsch Ihrer Truppen vorgekommen sind, und denke, daß Sie ähnliche von uns abgewehrt haben, so weiß ich wahrlich nicht die Worte zu finden, um Ihnen meine Gefühle auszudrücken."

„Es liegt uns auch viel daran, daß Sie sich von unserer Neutralität überzeugen möchten; denn die Flucht der Guerillas hierher könnte Sie leicht auf den Gedanken bringen, wir wären mit denselben im Einverständniß gewesen. Wir haben aber auf das Sorgsamste allen Verkehr mit ihnen gemieden, obgleich sie schon wochenlang in unserer Nachbarschaft gelegen und unsern Platz umschwärmt haben," sagte Zoraida, sich gleichfalls an Aubrey wendend.

„Und Carrasco, den Sie hier im Hause erschossen haben, war niemals ein Freund von uns," sagte Aliarda, die jüngere Tochter, zu ihm; „er hat uns viel Vieh von der Weide getrieben und seinen Leuten gegeben, auch hat er Geld von uns erpreßt und stets die Straßen unsicher gemacht. Diese Guerillas haben unserm Lande viel mehr Schaden zugefügt, als Ihre Armee; sie haben gestohlen, geraubt und gemordet und sind nie etwas Anderes gewesen, als privilegirte Räuberbanden."

„So war es also Carrasco selbst, den meine Kugel

auf Ihrer Schwelle ereilte?“ sagte Aubrey, sich an Aliarda, seine schöne Nachbarin zur Linken wendend.

„Er selbst war es. Heute in der Frühe haben ihn seine Leute von hier weg geholt, um ihn zu begraben.“

Eine dunkelfarbige Dienerin kam jetzt aus dem Hause, stellte einen silbernen Korb mit einem dem französischen Baiser ähnlichen Gebäck, einen solchen mit kleinen grünen Limonen und ein Silbergefäß mit Eis auf den Tisch, um den die Gesellschaft saß, und holte dann noch große Gläser und eine silberne Kanne mit frischem Wasser.

Aliarda preßte nun Limonensaft in die verschiedenen Gläser, fügte Zucker und einige Stücke Eis hinzu, füllte dieselben dann mit Wasser und reichte das Backwerk herum, welches die Gäste in diese Limonade versenkten, und durch dessen Auflösen ein angenehm kühlendes Getränk, von den Mexicanern Panales genannt, erzeugten.

Die gegen die Sonne ausgespannte Leinwand wurde hinweggenommen, als dieselbe den Rücken der fernen Gebirge erreicht hatte und nur noch wie eine glühende Scheibe aus dem Carmin hervorblickte, womit der Himmel darüber gefärbt war. Ein dunkler Purpur legte sich bald über die weite Gebirgslandschaft,

auf die man von der schroffen Höhe, auf welcher das Landhaus stand, hinabblickte; von Berg zu Berg, von Thal zu Thal wanderte das Auge rundum durch unermeßliche Räume und wurde hier und dort durch die einzelnen zu dem durchsichtigen Aether aufsteigenden Schneeberge gefesselt, deren Spitzen jetzt im Golde der scheidenden Sonne erglühten. In geringer Entfernung stand im Norden der schwarze Orizaba, und man mußte über sich blicken, um dessen blitzendes Haupt zu sehen; im Westen ragten aus den Gebirgsmassen die Vulkane Iztaccihuatl und Popocatepetl riesenhaft hervor, und aus der Spitze des Letztern stiegen schwarze Rauchmassen über einer Feuersäule gegen den rasch dunkler werdenden Himmel auf, an dem schon die Sterne zu blinken begannen. Im Osten fand das Auge keine Grenzlinie auf dem ruhigen Golf, bis plötzlich aus seinem Dunkel der volle Mond roth und prächtig auftauchte und die Nacht wieder verdrängte, die sich für eine kurze Zeit auf die Gegend gelegt hatte.

Vor der Veranda zog sich ein kleiner, mit hohen Palmen gezierter Platz hin, an dessen anderer mit einem eisernen Geländer begrenzter Seite sich ein mehrere hundert Fuß tiefer steiler Abhang hinab in einen Fluß senkte, der, über mächtige Felsblöcke dahin schäumend, sein Rauschen bis zu den Ohren der unter der Veranda versammelten Gesellschaft trug.

Der Mond verbreitete schon sein helles Licht, als die Damen einen Spaziergang in die nahe Umgebung vorschlugen, ihre Mantillen über den Kopf hingen, sich mit dem für eine Mexicanerin unentbehrlichen Fächer bewaffneten (denn zur Waffe gegen die Herzen der Männer wird er in ihren Händen und zur Sprache durch die graziösen Bewegungen, mit denen jene Schönen ihn zu schwingen verstehen) und von den jüngern Herren begleitet den Ruheplatz verließen, während der alte Escalante zurückblieb.

Ueber diese Umgebung schien die Natur alle Spenden des Nordens und Südens ausgeschüttet zu haben. Dort hob sich der Kaffeebaum, die Banane, der Mango, die Orange, der Granatbaum, die Cocospalme und daneben die deutsche Kirsche, der Apfel, die Pflaume, der Pfirsich, die Weintraube; hier stand die Aloe, die Ananas, das Welschkorn zwischen riesenhaften Melonen, und dort sah man Waizen, Hafer, Gerste und Kartoffeln in der üppigsten Vollkommenheit. Der Norden liegt hier mit dem heißen Süden im ewigen Kampfe, doch beide behaupten neben einander das Feld; die sengenden Strahlen der Sonne, welche die Wunder einer tropischen Pflanzenwelt hervorruft, werden wieder durch die hohen, kühlen, ewig bewegten Luftschichten, durch die von dem Eis der Gebirge herabströmenden Quellen bekämpft, und nur durch die vereinten Vorzüge

der kalten und heißen Zonen kann ein solches Paradies geschaffen werden.

Es war ein reizender Abend, ein Abend, wovon der Nordländer kaum im Traum eine Ahnung hat; die Luft zog kühl und erfrischend durch die schlanken Palmen, durch die rankendurchflochtenen Baum- und Gebüsch-Gruppen, und der Duft der wundervollen Blumen, die das helle Mondlicht allenthalben in matten Farben zeigte, umwogte die Spaziergänger in tausendfältigem Gemisch.

Falkland hatte sich der Mutter angeschlossen, welche die Führung übernommen hatte und die Aufmerksamkeit ihres Begleiters bald hierhin, bald dorthin lenkte, ihm die Pflanzen und Bäume nannte, die Namen der aus dem duftigen Nebel der Thäler aufstrebenden Berge angab und oft bei einem schönen Blick zu aufgethürmten Felsmassen oder einer überraschenden Durchsicht nach dem brennenden Vulkan ihre Schritte anhielt, um auch Escovar und Zoraida, die ihnen in kurzer Entfernung folgten, herzutreten zu lassen und sich mit ihnen an dem so wundervollen Anblick zu ergötzen.

Aubrey, der neben der jüngern Schwester wandelte und mit ihr den Zug beschloß, hatte sich mit dieser in ein Gespräch vertieft, bei dem er die übrige Gesellschaft gänzlich vergaß und mit seiner schönen Gefährtin weit hinter den Andern zurückblieb. Für die gemeinschaft-

lichen Genüsse, die ihm dadurch entgingen, wurde er aber reichlich durch die Blicke seiner Begleiterin entschädigt, die ihre Mantille von ihrem schwarzumlockten Köpfchen zurückgeschlagen hatte, ihre von langen Wimpern überschatteten großen dunkeln Augen von Zeit zu Zeit neben dem graziös und leicht bewegten Fächer nach ihm hinwandte und seinen Worten mit wachsendem Interesse lauschte.

„Ich nehme Ihre Complimente als das, was sie sind, hübsche Redensarten, Herr Hauptmann, und den Ernst, womit Sie dieselben aussprechen, rechne ich dem Licht des Mondes zu, welches Ihr Lächeln dabei nicht erkennen läßt," sagte Aliarda mit halblautem Ton, indem sie ihr Gesicht hinter dem Fächer verbarg.

„Sie thun mir Unrecht, Fräulein Aliarda," erwiederte Aubrey mit beklommener Stimme; „ich habe Ihnen nicht eine Sylbe mehr gesagt, als was ich wirklich in meinem tiefsten Innern fühle."

„Sie haben unserer Nation die Ruhe schon geraubt, damit sollten Sie zufrieden sein und Privat-Eigenthum nicht angreifen. Es wird den Glanz Ihrer Lorbeeren nicht erhöhen, nur um des Ruhmes Willen das Herz einer Mexicanerin besiegt zu haben; ja Sie möchten später in Ihrer eignen Meinung einen Schatten über solche That werfen, wenn Sie bedächten, daß Sie nur zum Scherz verwundet hätten."

„Aber Fräulein Aliarda, Sie tödten mich, wenn Sie —“

„Aliarda!“ rief in diesem Augenblick ihre Mutter, indem sie, um eine Gebüschgruppe biegend, auf sie zukam.

„Hier liebe Mutter, hier ganz nahe bei Dir bin ich,“ erwiederte die Tochter, jener entgegen eilend.

„Es wird Zeit sein, daß wir uns in das Haus begeben, es fängt an kühl zu werden,“ sagte Señora Escalante zu Aubrey. „Sie Nordländer werden zwar, was wir Kälte nennen, nur als angenehme Erfrischung bezeichnen, doch uns macht das heiße Klima sehr empfindlich gegen solche Wechsel in der Temperatur. Ihr Freund, Capitain Falkland, hat mich sehr schön unterhalten und mir so viel über Ihren Norden mitgetheilt, daß ich wirklich gern einmal dort einen Besuch machen möchte. Haben Sie Aliarda auch von Ihrer Heimath erzählt?“

„Doch nicht, es ist mir kein Gedanke für dieselbe übrig geblieben; so sehr bin ich von der Herrlichkeit, von den Reizen, die mich umgaben, überwältigt,“ antwortete Aubrey mit einem Ausdruck voll Leidenschaft und begegnete dabei den dunklen Augen seiner lieblichen Gefährtin, die dem vollen Mondlicht zugewandt stand.

Bald hatte die Gesellschaft das Haus erreicht, und so sehr die beiden Freunde auch auf ihre Abreise drangen,

so ließ man sie doch nicht reiten, bevor sie mit der Familie das Abendbrod genossen hatten. Auch die Mannschaft der Hauptleute war gastfrei bewirthet worden, man schied mit den freundlichsten Gefühlen, und Aubrey versprach, wenn es ihm möglich sei, noch einmal, bevor er die Gegend verlassen würde, den Besuch zu wiederholen.

Schon am zweitfolgenden Tag kamen die Wagen von Veracruz auf Milagro an, und da auf den nächsten Morgen der Abmarsch bestimmt war, so ritten die beiden Freunde gegen Abend nochmals zu Escalante's hinüber, um Abschied von ihnen zu nehmen. Sie wurden mit großer Herzlichkeit von der Mutter empfangen, die ihr Leidwesen über den so nahe bevorstehenden Abmarsch aussprach.

„Wie unendlich wird es mein Gemahl bedauern, daß er Sie heute nicht selbst nochmals begrüßen konnte," sagte Señora Escalante zu ihnen; „er ist mit meiner jüngern Tochter zu einer uns befreundeten Familie gefahren und wird erst in einigen Tagen zurückkehren. Aliarda wird es gewiß auch recht leid thun, Sie nicht noch vor Ihrer Abreise gesehen zu haben. Doch es wäre wohl möglich, daß wir uns entschlössen, in der Kürze nach Veracruz zurückzukehren, von wo wir nur des Krieges wegen hierher geflüchtet sind. Jetzt aber scheint es uns, daß man dort weniger Gefahren und Unan-

nehmlichkeiten ausgesetzt sein dürfte, als hier auf dem Lande."

„Ei, ganz unbezweifelt," erwiederte Aubrey; „ich möchte sagen, daß man jetzt in Veracruz bei Weitem mehr Sicherheit genießt, als selbst vor dem Kriege, da früher Einbruch und Mord dort vorkamen, was nunmehr aufgehört hat. Doch hier im Lande sind Sie nicht allein unseren Streifcorps ausgesetzt, Sie haben noch mehr Ihre eigenen Soldaten, die sich in zügellosen Banden im Lande umhertreiben, zu fürchten. Jedenfalls müssen Sie nach Veracruz ziehen."

„Es sind in der letzten Zeit schon mehrere unserer Freunde dorthin zurückgekehrt, und ich glaube, wir werden ihnen bald folgen; unsere Bekanntschaft mit Ihnen wird uns ein Beweggrund mehr dafür sein," sagte Señora Escalante, und als die beiden Freunde aufbrachen, um nach Milagro zurückzureiten, gab sie ihnen nochmals die Versicherung, daß sie Alles aufbieten würde, um ihren Gemahl für ihre Uebersiedlung nach der Stadt zu bestimmen.

Wenige Tage später zog, wie beim Abmarsch durch Aubrey und Falkland geführt, das Corps wieder in Veracruz ein und wurde von den dasigen Kameraden mit Jubel empfangen.

Das bunte, bewegte Treiben in der Stadt nahm mehr und mehr zu, und fast täglich landeten Schiffe

mit Truppen, die das Gouvernement der Vereinigten Staaten sandte, und mit Abenteurern, welche die Nachricht von der Eroberung Mexico's hierherzog. Ebenso belebte sich die Verbindung mit dem Innern des Landes, neue Truppenabtheilungen und riesenhafte Wagenzüge, mit Bedürfnissen für die Armee beladen, verließen beinahe täglich die Stadt, und Tausende von Fuhrwerken wurden leer oder mit Kranken und Verwundeten besetzt hierhergesandt, um dann wieder Ladungen anderer Art in das Land zu führen.

Aubrey und Falkland hatten unter den Mexicanischen Familien, deren immer mehr zur Stadt zurückkehrten, vielseitige angenehme Bekanntschaften gemacht und wurden überall gern unter ihnen gesehen, zumal da Ersterer dem katholischen Glauben angehörte und Letzterer, obgleich Protestant, doch die Kirchen regelmäßig besuchte und gleichfalls für einen Katholiken gehalten wurde.

Sie wohnten zusammen, hatten Beide ihren Tisch im Diligence-Hôtel, übten ihre Mannschaft gemeinschaftlich, nnd da sie gleiche Neigungen, gleiche Liebhabereien hatten, so brachten sie auch ihre müßigen Stunden mit einander zu; deshalb war es beiden sehr unwillkommen, als Colonel Harris von den Vereinigten Staaten zurückkehrte, und Falkland ihn mit seinen Schützen wieder nach der Stadt Mexico zurück zu begleiten hatte.

Am Abend vor der Trennung dieser beiden Freunde, als die Sonne versunken war und der kühle Seewind über den Strand wehte, wandelten sie noch einmal, ihre muthmaßliche nächste Zukunft besprechend, Arm in Arm auf demselben hin, da tönte aus den finstern Mauern der Felsenfeste Ulua mit gedämpftem Trommelschlag ein Trauermarsch zu ihren Ohren herüber.

„Dort tragen sie wieder einen unserer Kameraden fort, den das gelbe Fieber hingerafft hat," sagte Aubrey, indem er stehen blieb und nach der Festung hinsah. „Es hat uns schon mehr Leute geraubt, als die Kugeln der Mexicaner. Du gehst diesem Feinde morgen aus dem Wege, wollte Gott, ich könnte Dich nach den schönen, gesunden Hochebenen begleiten. Es ist mir ein unerträglicher Gedanke, so gänzlich wehrlos durch diese abscheuliche Krankheit in glühender Fieberhitze zu Tode gemartert zu werden. In den letzten Tagen ist sie hier wieder viel heftiger aufgetreten, als seit langer Zeit."

„Ich hoffe immer noch, daß man Dich auch bald mit Deiner Compagnie nach Mexico berufen wird," erwiederte Falkland; „ich hörte schon davon sprechen, als ich dort abmarschirte. Wenn ich unseren Commandeur wiedersehe, werde ich ihn daran erinnern. Wer weiß aber, ob Du Dich in einiger Zeit noch so gern von diesem Aufenthalt trennen wirst? Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Escalante's bald wieder ihr Haus hier

beziehen, und Aliarda's wunderbar schöne Augen möchten Dich leicht das gelbe Fieber vergessen lassen."

„Nun, um einen solchen Preis setzt man wohl schon Etwas ein; doch ich glaube noch nicht an ihr Kommen, sonst wären sie schon längst hier," antwortete Aubrey, als die Gewehrsalven, die der Trauermusik im Fort Ulua folgten, verkündeten, daß es ein Officier gewesen war, den dort der Tod abgerufen hatte.

Die beiden Freunde verbrachten den Rest des Abends noch zusammen in traulichem Gespräch, und am andern Morgen vor Sonnenaufgang nahmen sie noch einen innigen Abschied, wie man es als Soldat in Feindesland wohl zu thun pflegt.

„Nun, vergiß nicht, mich Escalante's zu empfehlen, wenn sie hierher kommen sollten, und nimm Dich vor den Blitzen der großen feurigen Augen in Acht," rief Falkland seinem Freunde noch zu, als er nach gegebenem Commando seinen Schimmelhengst herumwarf und seiner Mannschaft in der Straße nachsprengte.

Die Hitze war heute fast unerträglich, und obgleich Aubrey's Wohnung nach dem innern Hofraum zeigte, der von dem hohen, massiv steinernen, *zweistöckigen* Gebäude auf allen vier Seiten umgeben war, so daß die Sonne nur auf kurze Zeit in der Mittagsstunde einen verstohlenen Blick auf den dort hochaufsprudelnden Springbrunnen und die ihn umgebenden riesen-

blätterigen Bananen, dunkel belaubten Magnolien, Myrthen, Orangen und Granatbäume werfen konnte, ja kam ihm doch die Luft so schwer vor, er fühlte sich so beklommen, daß er, neben dem kühlenden Wasser sitzend, oft tief Athem holte, ohne die mindeste Erquikkung dadurch zu erhalten. Ermattet, willenlos und müde, ohne schlafen zu können, saß er da, und der großen Hitze ungeachtet überfiel ihn von Zeit zu Zeit ein Frösteln, welches durch alle seine Glieder rieselte.

Dieser ungewöhnliche Zustand steigerte sich mit jeder Stunde, und anstatt zur Tischzeit in das Hôtel zu gehen, sandte er zu dem Arzt, den er um seinen Besuch bitten ließ.

Dieser erschien bald bei Aubrey, examinirte ihn und gab gleich einiges Bedenken über dessen Unwohlsein zu erkennen.

„Doch kein gelbes Fieber, Doctor?" sagte Aubrey, zu diesem mit einem schweren matten Blick aufsehend.

„Es ist sehr warm, Capitain," war dessen halbe, kalte Antwort, der er nach einem wiederholten Zählen der Pulsschläge des Kranken noch hinzufügte:

„Ich werde Ihnen etwas Blut entziehen müssen."

Dem schwer Erkrankten wurde alsbald zur Ader gelassen, ihm Arzenei gereicht, und als der Abend kam, lag er still und von verworrenen Phantasiebildern umfangen auf seinem Lager.

Schon am nächsten Morgen stellte es sich unzweifelhaft heraus, daß es das gelbe Fieber sei, welches ihn erfaßt und ihm schon alle Lebenskraft, alle Besinnung genommen hatte.

Die kräftigsten Mittel wurden angewendet, um der großen Gefahr, in der er schwebte, zu begegnen, und außer Fanny, einer Mulattin, die zu den Dienerinnen des Hauses gehörte, wurde noch eine kolossale, breitschulterige Negerin, Namens Urraca, gedungen, um mit jener die Pflege des Kranken zu übernehmen.

Mehrere Tage hindurch rang der Tod mit dem kräftigen Körper Aubrey's um dessen Leben, eine glühende Fieberhitze jagte ihm das Blut stürmisch durch die Adern, schlaflos murmelte er die verworrensten Worte, und bald glaubte er im Eis zu liegen, bald in einem brennenden Hause, und dann wieder schien es ihm, daß er mit leichten Flügeln durch die Luft schwebe. Dabei zupften seine Hände ununterbrochen an dem Leinentuch, womit er bedeckt war, und häufig machte er ohnmächtige Versuche, um sich aufzurichten.

Während dieser Tage zweifelte der Arzt sehr an der Genesung Aubrey's, doch als der fünfte und sechste vorüberging und sich Abends bei weniger Fieber etwas Schlaf einstellte, faßte er wieder Hoffnung und setzte mit rastloser Thätigkeit seine Bemühungen zu Gunsten des Patienten fort.

Die Krankheit hatte ihren Höhepunkt erreicht, ohne den Tod herbeigeführt zu haben; die jetzt nur zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden Fieberanfälle wurden gelinder, die davon freien Zwischenzeiten wurden länger, und alle Symptome zeigten, daß die Krankheit überwunden war. Von Zeit zu Zeit schien Aubrey auch wieder lichte Augenblicke zu haben, und obgleich er noch zu schwach zum Reden war, so konnte man doch erkennen, daß sein Bewußtsein, wenn auch nur zeitweise, wiedergekehrt sei.

Eine seiner beiden farbigen Wärterinnen war fortwährend in seinem Zimmer, doch häufig verweilten auch Beide dort länger zusammen, bevor sie einander ablösten.

„Am Ende kommt er doch durch,“ sagte Fanny eines Abends zu ihrer schwarzen Genossin, als es im Zimmer dämmerig wurde.

„Und wir kommen um unsere Erbschaft, in die wir uns schon in Gedanken getheilt hatten,“ bemerkte Urraca, indem sie mit der Hand ihre dicke Unterlippe faßte und nachdenkend nach dem Kranken hinsah.

„Er hat eine goldene Uhr mit einer schweren Kette, und in dem Koffer dort liegt ein Beutel voll Goldstücke.“

„Wenn wir ihm aber jetzt Etwas nehmen und er wird wieder gesund, so werden wir aufgehangen, diese Amerikaner machen nicht viel Umstände mit Leuten, die

nur etwas dunklere Farbe als sie selbst haben," sagte die Negerin, noch immer ihre finstern Augen auf Aubrey heftend.

„Wäre er gestorben, so hätte Niemand sich darum gekümmert, wir hätten uns in die Kleinigkeiten getheilt, und die Soldaten hätten ihn begraben."

„Ja, wäre er gestorben, das wird aber nicht geschehen, trotzdem, daß er da liegt, als ob er schon einen Fuß im Grabe hätte," murmelte Urraca, als Aubrey, wie es schien, mit großer Anstrengung den Arm aufhob und seufzend sich auf die Seite zu legen versuchte.

„Ich glaube, er hat mich verstanden," fuhr die Negerin flüsternd fort; „ich habe gestern schon bemerkt, daß er weiß, was im Zimmer vorgeht. Wenn er uns wirklich aber gehört hätte und davon käme, so könnte es doch bös mit uns werden."

„Er hat es sicher gehört und auch verstanden. Siehe nur, wie er den Mund zum Sprechen bewegt und sich bemüht, die Augen zu öffnen."

„So darf er nicht davon kommen! Haben wir ihn nicht noch in unserer Gewalt? Er ist der Erste nicht, den ich auf seine letzte Reise schicke." Mit diesen Worten sprang Urraca zu Aubrey hin, riß das Kopfkissen unter ihm hervor, warf es ihm auf das Gesicht und saß mit einem Sprunge oben darauf.

„Halt seine Füße fest!" forderte sie jetzt mit unter-

drückter Stimme ihre Genossin auf und faßte mit der Kraft eines Mannes die Hände Aubrey's, der dieselben in ohnmächtiger Gegenwehr hin und herschlug. Seine Anstrengungen, sich von der ihn erstickenden Last zu befreien, wurden immer heftiger, immer verzweifelter, doch auch die beiden höllischen Gefährtinnen strengten all' ihre Kräfte an, um ihn in derselben Lage zu erhalten.

„Nur noch ein Paar Augenblicke halt fest, Fanny, es geht jetzt zu Ende mit ihm!" schrie Urraca jener zu und wendete dann ihre blitzenden Augen von ihr nach dem Opfer hin, auf dem sie saß.

Im verzweifelten Kampf gegen den gewaltsamen Tod raffte Aubrey seine letzten Kräfte zusammen, schnellte sich mit dem ganzen Körper in die Höhe und stieß einen von dem Kopfkissen gedämpften gräßlichen Schrei aus.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, ein eintretender Mann stierte einen Moment auf die Gräuelscene und vertrat dann, einen Dolch aus dem Busen ziehend, den beiden der Thür zustürzenden Weibern den Weg.

Sein lautes Hilferufen brachte sofort viele der übrigen Bewohner des Hauses in das Krankenzimmer, die beiden weiblichen Ungeheuer wurden in Sicherheit

gebracht, und Aubrey durch den Beistand des Fremden dem Leben wiedergegeben.

Dieser Fremde war Don Carlos Escovar, der Bräutigam von Zoraida de Escalante, welcher vor einer Stunde mit der Familie seiner Braut die Stadt erreicht hatte und, von der schweren Erkrankung Aubrey's unterrichtet, zu ihm geeilt war, ihn zu sehen, ob er Etwas für ihn zu thun im Stande sei.

Aubrey war nach dieser schrecklichen Aufregung von großer Hinfälligkeit erfaßt, und das Leben schien in ihm wie ein erlöschendes Licht nur noch schwach zu flackern.

Escovar machte alle nöthigen Anordnungen, ließ von seinen eigenen Leuten einige herbeiholen, um bei dem Kranken zu bleiben, und als der herbeigerufene Arzt erschienen war, verabschiedete er sich, um die Familie Escalante von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen und selbst bald wieder zu Aubrey zurückzueilen.

Der nächste Morgen verkündete der Stadt die Gräuelthat, die Amerikaner stürmten nach dem Gefängniß der beiden Verbrecherinnen, schleiften sie nach dem Platz vor dem Diligence-Hôtel und hingen sie dort an Laternen auf.

Mit der liebevollsten Besorgniß und innigsten Theilnahme pflegte Escovar den sich langsam erholenden

Aubrey und sah zu seiner Freude, wie mit dem Zunehmen der körperlichen Kräfte desselben auch die seines Geistes wiederkehrten.

Oft erwachte der Kranke, wie aus einem schweren Traume, schlug die Augen auf und suchte um sich blikkend die Gegenwart, so wie die letzte Vergangenheit zu erfassen; doch bald verschwammen seine Gedanken dann wieder in unbestimmten Bildern, und ermattet sank er auf sein Kissen zurück, um von heilbringendem Schlaf wieder mehr und mehr Kräfte zu empfangen.

Eines Morgens nach stundenlanger erquickender Ruhe öffnete er auch wieder die Augen und sah nun gestärkt um sich, als sein Blick auf eine weibliche Gestalt fiel, die ihm den Rücken zukehrend vor dem Tisch an der andern Seite des Zimmers stand.

Sie war von hohem, edlem Wuchs, unter dem zurückgeworfenen schwarzen seidenen Schleier fielen reiche glänzende schwarze Locken auf ihre Schultern herab, und aus dem Spitzenbesatz der weiten kurzen Aermel ihres schwarz seidenen Kleides sahen ein Paar blendend weiße Arme hervor. Sie hatte eben ein Arzeneiglas vom Tische aufgehoben und fragte, dasselbe betrachtend, die neben dem Tisch stehende dunkelfarbige Dienerin:

„Giebst Du ihm denn auch regelmäßig die Arzenei, Martha?“

„Ja wohl, Herrin, es wird bald wieder Zeit dazu sein. Er hat beinahe zwei Stunden ruhig geschlafen.“

„So gieb sie ihm, wenn ich fortgegangen bin,“ sagte die Dame, auf der noch immer die erstaunten Blicke Aubrey's ruhten. Es war ihm, als würde er aus einem Traume geweckt, als würde langsam ein Schleier vor seinen Sinnen hinweggezogen; Erinnerung trat, wenn auch noch unbestimmt, vor seine Seele, als hätte er diese Gestalt schon einmal gesehen, als hätte er ihre süße liebliche Stimme schon früher gehört. Der erweckende belebende Eindruck, den die Erscheinung auf ihn machte, wurde stärker, das Bild der Vergangenheit, in der er sie schon gesehen zu haben glaubte, wurde deutlicher, und als sie sich nun langsam nach ihm umwendete und ihre großen schwarzen Augen halb erschrocken den seinigen begegneten, da stand klar und deutlich Aliarda de Escalante vor ihm.

Die Ueberraschung ergriff ihn mächtig, er bewegte seine Lippen, um ihren Namen zu stammeln, doch die Sprache versagte ihm ihre Dienste, und es blieb ihm nur noch Kraft genug, seine Hand ein Wenig von dem Lager zu erheben und sie ihr entgegenzuhalten.

Auch Aliarda, die ihn bei ihren frühern Besuchen stets schlafend angetroffen hatte, war von seinem Erkennung aussprechenden Blick überrascht und hatte unwillkürlich ihren Schleier ergriffen, um damit ihr Gesicht

vor ihm zu verbergen, doch als sie sah, wie er die Hand nach ihr erhob, und wie in seinen freudigen Augen Thränen blinkten, trat sie liebreich auf ihn zu und nahm seine Hand in die ihrige. Schweigend legte sie dann ihre Finger auf ihren schönen Mund, als bitte sie den Kranken nicht zu reden, neigte mit einem seelenvollen Blick ihr Köpfchen zu ihm hin und glitt dann leise rauschend aus dem Zimmer.

Aubrey sah die Thür sich hinter ihr schließen, mit ihrem Verschwinden wurde ihre Erscheinung undeutlicher vor seiner Seele, und die gaukelnden Bilder des Traumes wiegten ihn bald wieder in den vorherigen Schlummer zurück. Bei seinem Wiedererwachen war die schöne Mexicanerin sein erster Gedanke, doch konnte er sich unmöglich klar machen, ob sie in Wirklichkeit vor ihm gestanden habe, oder ob ihre Erscheinung nur ein Traumgebilde gewesen sei. Der Eindruck aber, den sie auf ihn gemacht hatte, war mächtig, das Andenken an sie schien seinen Geist zu beleben, zu kräftigen, und ein sehnsüchtiges Verlangen, sie wiederzusehen, wuchs in seiner Seele. Vergebens aber hoffte er mit jedem Oeffnen der Thür, daß sie hereintreten würde, sie erschien nicht wieder.

Aubrey's Besserung ging jetzt von Tag zu Tag rascher vorwärts, bald konnte er wieder für kurze Zeit aufsitzen, man half ihm bald darauf in den schattigen

kühlen Hof, wo er sich neben dem plätschernden Springbrunnen ausruhte, und endlich fühlte er sich kräftig genug, um, von seinem treuen Pfleger Escovar unterstützt, am Abend nach dem Hause der Familie Escalante zu gehen.

Escovar hatte ihn bis an die Thür des Empfangzimmers geleitet und verließ ihn hier, um die Treppe hinaufzueilen und die Damen von seinem Besuch in Kenntniß zu setzen.

Aubrey öffnete die Thür, trat in das schon sehr düstere Zimmer und hatte sich umgewendet, um dieselbe wieder zu schließen, als er ein leises Rauschen vernahm, welches sein Ohr wie ein Etwas berührte, an das sich eine theuere Erinnerung knüpfte.

Er wandte sich nach dem Ton hin, und Aliarda im rauschenden Gewand stand vor ihm. Auch diesmal, obgleich Aubrey darauf vorbereitet war, sie wieder zu sehen, fehlte es ihm an Worten, sie anzureden, denn der warmen innigen Gefühle zu dem lieblichen Mädchen, die seine Brust erfüllten, waren es zu viele und zu verschiedene, als daß er dem einen oder dem andern derselben zuerst hätte Worte geben können. Schweigend ergriff er die Hand Aliarda's, senkte seine bebenden Lippen auf dieselbe und sprach durch einen langen, heißen Kuß Alles aus, was in seinem Herzen vorging.

Wie aber oftmals durch eine unerwartete Frage ein

rasches Geständniß herbeigeführt wird, so wurde dieser innige vielsagende Kuß von der schönen Mexicanerin, wenn auch gleichfalls schweigend, doch deutlich beantwortet; denn ohne zu wissen, wie es geschah, sank sie an Aubrey's Brust, seine Arme hielten sie umschlungen, und ihre Lippen sagten sich durch gegenseitige beseligende Küsse, daß sie einander innig und aufrichtig liebten.

Es war für Beide ein Augenblick des höchsten Glücks, der höchsten Wonne, und weder Aubrey noch Aliarda würde ihn unterbrochen haben, hätten nicht Stimmen und herannahende Tritte in dem Corridor ihre Seligkeit gestört.

Die Thür öffnete sich, und Aliarda's Mutter und Schwester mit Escovar traten in das Zimmer. Alle freuten sich sehr über die Wiederherstellung Aubrey's, begrüßten ihn auf das Herzlichste, und nun fehlte es ihm nicht mehr an Worten, um seine Dankbarkeit für die ihm gewidmete Sorgfalt und große Theilnahme der Familie an seinem Wohl auszusprechen.

Das Glück der beiden Liebenden wurde bald darauf durch die Einwilligung der Eltern Aliarda's in deren Verbindung mit Aubrey noch vervollkommnet, und das Haus der Escalante's wurde jetzt in der That diesem zur Heimath; wenigstens des Tages über brachte er jede freie Stunde dort zu, und oft wurde es spät in der

Nacht, ehe er sich aus der bezaubernden Nähe seiner schönen Braut entfernte.

Mexico war jetzt ganz in den Händen der Amerikaner, die Straße von Veracruz nach der Hauptstadt von Mexicanischen Truppen gesäubert, und es wagten schon einzelne Reiter auf derselben zu reisen.

Der Zudrang von Fremden, namentlich von Amerikanern in die Stadt Veracruz war außerordentlich, und unter ihnen befand sich eine sehr große Zahl desperater Charaktere, welche hofften, sich in diesem eroberten Lande leichter ein Vermögen aneignen und dies auf irgend eine gewaltsame Weise thun zu können, ohne von dem Gesetz in dem Maaße daran gehindert zu werden, als in dem Lande, woher sie kamen.

Zu diesen gehörte nun insbesondere die Klasse der Amerikanischen Sportsmen, unter welcher Rubrik die Spieler den ersten Rang einnehmen. Tausende derselben waren schon nach Mexico, der Stadt des Goldes, gezogen, und noch immer brachten die von den Vereinigten Staaten kommenden Schiffe mehr dieser Landpiraten.

Es war nach einem sehr heißen Tage, als gegen Abend in der Restauration bei Jargo mehrere Amerikanische Officiere bei geöffneten Thüren und Fenstern in dem mit Marmortafeln gepflasterten Saal um einen

Tisch saßen und sich mit guter Limonade und dem Tamarindenbier, welches man hier bekam, kühlten.

„Diese Merkmale von unserer Artillerie scheint man hier zum Andenken an unsern Besuch aufbewahren zu wollen, damit man sich künftig vorsieht, ehe man uns wieder einladet,“ sagte Einer derselben, indem er über sich nach einem großen Loch in der Decke zeigte, welches eine durchgefallene Bombe gerissen hatte.

„Sie werden sich gewaltig vorsehen, den Adler nochmals zu reizen; seine Flügel haben ihre Sonne verdunkelt, und seine Krallen ihre goldenen Pfeiler mit ihrem Blute gefärbt,“ sagte ein Anderer.

„Halloh, Swan!“ rief ein Dritter einem in das Zimmer tretenden jungen Mann zu, der den Gruß mit einem kurzen Kopfnicken und „how are you?“ erwiederte, die lange Büchse, die er trug, in die Ecke des Saals stellte und die kleine von seiner Schulter genommene Kugeltasche darüber hing.

„Nun, auch nach Mexico, um Euch etwas von dem Golde dort zu holen? Ihr kommt spät, die Haupternte wird vorüber sein; es sind schon viele smart fellows Euch vorangegangen,“ sagte der Vorige, während Swan in der Mitte des Zimmers stehen blieb und sein ernstes unbewegliches Gesicht nach dem Loch in der Decke richtete.

„Ha, hab' einer von unsern Fußtapfen, das war eine, die Werth hatte, wie viel Mexicanische Hunde mag sie wohl mitgenommen haben?“ sagte er mit gleichgültigem Ton, während er ein Stück Kautabak aus der Tasche hervorzog und mit dem großen Messer, welches er an seiner Seite trug, ein Stück davon abschnitt, um es in den Mund zu stecken.

Er war ein schöner, großer und schlanker junger Mann mit rabenschwarzem Lockenhaar, schwarzen finstern Augen und noch sehr dünnem Bart. Er trug einen schwarzen, schon ziemlich abgenutzten Frack und schwarze Beinkleider, die ohne Träger über seinen Hüften festgeschnallt waren. Da er keine Weste trug, so zeigte sich das breite, schön gefaltete Bruststück seines schneeweißen Hemdes um so mehr, über welches eine schwere goldene Kette nachläßig bis in die Uhrtasche hing. Ein neuer, schwarzer runder Hut bedeckte seinen Kopf, der, etwas hintenüber hängend, mit seiner Gewohnheit, beide Hände in den Hosentaschen zu halten, seiner Erscheinung etwas Unbekümmertes, gegen seine Umgebung Gleichgültiges gab.

Er hatte sich an einem kleinen Tische niedergelassen, und durch den Kellner war ihm ein Glas kalter Grog gereicht, als derselbe Officier, der ihn vorher angeredet hatte, sich ihm abermals zuwandte.

„Wann seid Ihr angekommen, Swan?" fragte er ihn; „Ihr könnt noch nicht lange in der Stadt sein, sonst hätte man Euch schon gesehen."

„Heut Vormittag mit dem Dampfer von New-Orleans. Ich war übrigens schon vor einigen Monaten hier, mußte aber Geschäfte halber nach New-Orleans zurück."

„Wollt Ihr denn nach Mexico?"

„Jawohl, Morgen; habt Ihr Etwas dorthin zu bestellen?"

„Doch nicht; grüßt mir nur die Bekannten dort. Wie wollt Ihr denn reisen, mit der Post?"

„Nein, ich werde reiten."

„Dann habt Ihr wohl Euer Pferd mitgebracht? denn hier ist schwerlich ein Reitthier mehr zu haben. Die vielen angekommenen Reisenden haben sie alle aufgekauft."

„Werde schon eins bekommen," antwortete der wortkarge Spieler, denn dies war das Geschäft, welches Swan betrieb.

Darauf wendete er sich um, schaute nach der Höhe des Fensters, als wollte er sich überzeugen, wie weit der Abend hereingebrochen sei, und sah dann noch auf seine Uhr.

Er saß eine Weile still in Gedanken versunken, als er plötzlich sein Glas leerte, nach dem Fenster ging, um

nochmals den Abendhimmel anzuschauen, dann seine Kugeltasche, sowie seine Büchse nahm und zur Thür hinausschritt.

Um dieselbe Zeit saßen die beiden glücklichen Brautpaare in Escalante's Haus an den offenen Fenstern und sahen gleichfalls dem fliehenden Tage nach, auf dessen Verschwinden der Mond, der schon am Himmel stand, nur wartete, um sein Licht über die Gegend zu verbreiten.

„Ich hätte Lust, mein Pferd heute zu reiten, es ist mehrere Tage nicht aus dem Stall gekommen,“ sagte Escovar und schellte einen Diener herbei, dem er den Auftrag gab, dasselbe vorzuführen.

„Und ich werde einen Spaziergang machen; wollt Ihr schönen Bräute mit mir gehen?“ sagte Aubrey, sich zu Aliarda und Zoraida wendend.

„Laß es uns lieber bis nach dem Abendessen verschieben, alsdann ist es kühler und angenehmer,“ erwiederte Aliarda, und auch deren Schwester stimmte diesem Wunsche bei.

Ein prächtiger Rappenhengst wurde jetzt vor das Haus geführt. Der Sattel, den er trug, war mit rothem Sammet bedeckt, und dessen hoher Knopf, der die Form eines Löwenhauptes hatte, sowie alle Beschläge und die schweren Steigbügel waren von massivem Silber gearbeitet. Auch das Kopfzeug des

Rosses zeigte dieselbe Pracht, denn dessen Stirnband, die Schnallen und die Ketten, die statt der Zügel dienten, waren von Silber.

Escovar hatte das Pferd bestiegen, winkte seiner Braut, die auf den Balkon getreten war, noch einen Gruß zu und sprengte die Straße hinunter nach dem Mexico-Thore, während Aubrey zu Fuß die entgegengesetzte Richtung einschlug.

Die Sonne war versunken, das Düster des Abends hatte sich über die Gegend gelegt, und das Mondlicht fing an sich geltend zu machen. Die Alameda, die mit Quadern gepflasterte Promenade, die sich um einen Theil der Stadt zog und Abends, wenn die Sonne sich neigte, wieder von der Mexicanischen Bevölkerung belebt wurde, war schon leer, da man sich der Fremden halber nach Sonnenuntergang nicht getraute, noch außerhalb der Stadt zu sein. Die Reiter und Spazierenfahrenden, die der herrliche Abend hinaus auf die um die Stadt führende Straße gelockt hatte, eilten aus demselben Grunde deren Mauern wieder zu erreichen, und weit und breit war kein lebendes Wesen zu sehen, kein Laut zu vernehmen.

Nur nahe an der Straße, wo dieselbe das Stück Eisenbahn, den unglücklichen Versuch Santa Anna's, eine solche von hier nach der Hauptstadt zu führen,

kreuzte und zu beiden Seiten mit Chaperrals, immergrünen Dornengebüschen, begrenzt wurde, hob sich von Zeit zu Zeit eine dunkle Mannsgestalt über das Gestrüppe empor und sah auf der Straße hinauf und hinunter, als warte sie auf Jemanden, der diesen Weg kommen sollte.

Es war der Spieler Swan, der hier hinter einem dichten Busche stand, an dem er seine lange Büchse angelehnt hatte.

Wohl eine halbe Stunde war verstrichen, als er sich plötzlich auf ein Knie niederließ und spähend und lauschend über das ihn verbergende Laub hinüberblickte. Zugleich wurden in der Ferne auf der Straße Tritte eines galloppirenden Pferdes hörbar, und bald sah aus der düstern Ferne der Spieler einen Reiter rasch auf sich zukommen.

Er hatte im Augenblick sein Gewehr ergriffen und hielt es über die Büsche hinweg dem Heraneilenden entgegen, bis derselbe sich ihm auf wenige Schritte genähert hatte.

Pang! fuhr das Feuer nun aus der Büchse, mit dem Knall bäumte sich der *schwarze Hengst hoch im* zurückgerissenen Zügel, sein Reiter zog ihn hintenüberfallend mit sich, und Beide stürzten zu Boden.

Wie das Raubthier über seine Beute herfällt, so

hatte Swan mit einem Satze den aufspringenden Rappen erreicht, seinen Zügel erfaßt, sich in den Sattel geschwungen und sprengte im Carrière davon.

Der Eigenthümer des Pferdes blieb regungslos auf der Straße hingestreckt liegen, der Mexicanische Hut war ihm vom Kopf gefallen, und das Mondlicht, welches auf sein bleiches Gesicht schien, zeigte auch die Blutspuren, womit sein weißer Leinenanzug gefärbt war.

Er hatte nicht lange hier gelegen, als Aubrey auf der Straße hergewandelt kam und, ihn erblickend, erstaunt auf ihn zueilte. Wie groß war aber sein Schrecken, als er in diesem dem Anschein nach todten Mann Escovar erkannte!

In seinem Schmerz, seiner Verzweiflung wußte er nicht, was er thun sollte; er hatte ihm das blutige Hemd von der Brust zurückgeschlagen, in der er unter der rechten Schulter eine Schußwunde entdeckte, hatte ihn nach den Büschen getragen und aufrecht gegen dieselben gesetzt, doch es wollte sich kein Leben in dem Verwundeten zeigen.

Trostlos kniete er vor ihm nieder, rieb seine Stirn und seine Hände mit den seinigen, wehte ihm mit seinem Hute Kühlung zu und rief ihn wiederholt bei seinem Namen.

Da endlich bewegte Escovar die Lippen, ein tiefer

Seufzer entstieg seiner Brust, und sich vornüberbeugend, sank er Aubrey in die Arme.

„Escovar, theurer Bruder, ich bin es, Aubrey ist bei Dir," rief dieser in Freude und schmerzlicher Besorgniß und strich die schwarzen Locken von dessen kalter Stirn zurück.

„Komm, ermanne Dich, es wird Nichts zu sagen haben, Du erholst Dich ja schon. Soll ich hinlaufen und Hilfe herbeiholen?" sagte Aubrey zu dem Kranken in seiner Herzensangst, und dieser neigte bejahend das Haupt.

Der Hauptmann legte Escovar nun wieder zurück gegen die Büsche, rannte mit fliegender Eile zur Stadt, wo er sich an der Thorwache von dem wachthabenden Lieutenant acht Soldaten erbat, eine Zimmerthür von ihnen aushängen und tragen ließ, und eilte mit ihnen wieder auf der Straße zurück zu seinem kranken Freunde.

Escovar hatte sich während dieser Zeit etwas erholt, obgleich er noch der Sprache nicht mächtig und von dem starken Blutverlust sehr entkräftet war. Er wurde nun auf die Thür gelegt und von den Soldaten nach Aubrey's Wohnung getragen, da dieser die Braut des Verwundeten erst auf den Unglücksfall vorbereiten wollte, ehe man ihn in ihre Nähe brächte.

Der herbeigerufene Arzt erschien bald bei dem

Kranken, Aubrey eilte dann zu Escalante's und theilte ihnen mit aller Vorsicht und Schonung das Geschehene mit.

Die Bestürzung, der Jammer in der Familie war unbeschreiblich groß, es wurden sogleich alle Vorbereitungen getroffen, um Escovar nach deren Wohnung zu tragen, und Zoraida selbst begleitete ihn auf diesem Wege. Die Wunde, die er erhalten hatte, war nicht unbedingt tödtlich, aber doch im hohen Grade gefährlich und erheischte die allergrößte Schonung und sorgsamste Pflege.

Während nun von den Freunden Escovar's jeder bemüht war, sich ihm hilfreich zu beweisen, saßen in der Restauration bei Jargo die Officiere noch um den Tisch herum, spielten Domino und hatten die kühlenden Getränke gegen kalten Grog und Punsch vertauscht.

„An dem Swan bekommen sie in der Hauptstadt auch wieder Einen, vor dem die Mexicaner wie vor dem bösen Feind das Kreuz schlagen werden," sagte der Eine von ihnen, welcher sich heute Abend mit dem Spieler unterhalten hatte; „ich kenne ihn von Alabama her. Er ist ein harter Knochen und ist der Letzte, mit dem ich Etwas zu theilen haben möchte. Siehe, da kommt er wieder."

Der Spieler trat in das Zimmer, stellte die Büchse nebst Kugeltasche wieder in die Ecke, sah gleichgültig

nach den in dem Saal vertheilt sitzenden Gästen hin und nahm dann wieder an einem leerstehenden Tischchen Platz, indem er dem Kellner zurief:

„Ein Glas Grog."

„Nun Swan, habt Ihr ein Pferd bekommen?" fragte ihn der ihm bekannte Officier.

„Ich habe," war dessen Antwort, wobei er das Bein überschlug, wieder ein Stück Kautabak zu seinem Munde führte und das Messer, womit er dasselbe abgeschnitten hatte, auf seinem Stiefel hin und herstrich.

„Ihr habt es wohl theuer bezahlen müssen?" fuhr der Officier fort; „was habt Ihr gegeben?"

„Ich habe es billig, doch Ihr wißt wohl, man nennt nicht gern den Preis eines Pferdes," erwiederte der Spieler, trank bald darauf sein Glas aus, nahm seine Büchse und Kugeltasche und verließ das Zimmer.

Escovar besaß die Achtung sowohl der Mexicanischen Bewohner der Stadt, wie auch der anständigen, hier anwesenden Amerikaner, weshalb am folgenden Morgen das Bekanntwerden des Mordversuchs an ihm sehr großes Aufsehen erregte, und durch die Andeutungen des Officiers, der sich Abends bei Jargo mit Swan unterhalten hatte, fiel bald der Verdacht auf den Spieler; doch derselbe war abgereist, und die Sache wurde als nicht zu ändern und als abgemacht betrachtet.

Aubrey hatte jetzt alle Gelegenheit, seine große Schuld an seinem künftigen Schwager abzutragen, und treulich that er es, denn er kam nicht von dessen Krankenbette weg, bis derselbe außer aller Gefahr war.

Mit Escovar's Genesung kehrte die gestörte Ruhe und glückliche Zufriedenheit wieder in Escalante's Haus ein, und mit Verlangen hofften beide Brautpaare auf die Beendigung des Krieges, weil alsdann die Kirche ihren Segen über sie sprechen sollte.

Noch hatte es zwar nicht das Ansehen eines baldigen Friedensschlusses, denn immer noch kamen neue Truppen von den Vereinigten Staaten in Veracruz an, um bald darauf nach der Hauptstadt zu marschiren, und die Unterhandlungen, welche von Zeit zu Zeit zwischen den beiden Regierungen angeknüpft wurden, endeten stets erfolglos.

Zu Aliarda's, sowie zu Aubrey's großem Leidwesen erhielt dieser plötzlich die Ordre, sich mit seiner Compagnie ungesäumt nach Mexico zu begeben, und die kurze Frist, die ihm noch vergönnt war, in Veracruz zu weilen, war eine Zeit großer Betrübniß und schweren Herzeleids in der Familie Escalante, zumal, weil Escovar, dessen Gegenwart in der Hauptstadt durch wichtige Privatangelegenheiten gefordert wurde, sich entschlossen hatte, ihn dorthin zu begleiten.

Am Morgen des Abmarsches war in Escalante's

Haus schon lange vor Tage Alles in Bewegung. Aubrey hatte sich auch schon so früh dort eingefunden, um noch eine Stunde in der Nähe seiner heißgeliebten Braut zubringen zu können; doch die Zeit hatte für die beiden liebenden Paare Flügel, es wurden schon die Minuten gezählt, es wurde wieder und wieder Abschied genommen, bis endlich das Geräusch nahender Cavallerie den Liebenden den Augenblick der Trennung verkündete und die Compagnie Aubrey's gleich darauf vor dem Hause anhielt.

Unter Thränen wurde noch ein herzinniges Lebewohl gesagt, die Bräute geleiteten ihre Geliebten zu ihren Pferden, und bald verschwanden dieselben an der Spitze der Reiter vor den Blicken der ihnen nachschauenden betrübten Schwestern.

Ohne besondere Erlebnisse erreichte Aubrey mit Escovar und seiner Mannschaft die Hauptstadt, wo er mit großer Freude von seinen vielen Kriegscameraden und Freunden bewillkommnet wurde.

Mexico bot ganz das Bild einer durch einen übermüthigen Feind eroberten Stadt. Die dort befindliche Truppenzahl der Amerikaner, welche bei ihrem Einrücken daselbst nur ungefähr achttausend Mann betragen hatte, war bis auf zwölftausend vermehrt, und täglich noch zogen neue Volontaircompagnieen in die Hauptstadt ein.

Die Vorsichtsmaßregeln, welche die Sieger in der

ersten Zeit nach ihrem Einzug gebraucht, und womit sie an allen Thoren, an allen Hauptwegen Artillerie aufgepflanzt und starke Wachen gehalten hatten, wurden nicht mehr angewendet, nur aus den Thoren des Palastes schaute noch ein Vierundzwanzigpfünder und ein schwerer Mörser grimmig drohend hervor. Die Wachen wurden nicht mehr so zahlreich besetzt, die Patrouillen waren verringert, sie durchzogen nur selten die Straßen, und Alles zeigte an, daß die Eroberer im Gefühl ihrer Gewalt und Ueberlegenheit keine Gefahr mehr von Seiten der Besiegten fürchteten.

Eben so bekundete die Mexicanische Bevölkerung der Stadt, daß sie sich vollkommen in ihr Schicksal, so hart es auch sein mochte, ergeben und gefunden hatte, so wie, daß sie es gänzlich aufgab, nochmals die Waffen gegen ihre Unterdrücker zu erheben. Allenthalben sah man Läden, Trink- und Wirthshäuser in Amerikanischem Geschmack entstehen, und vor vielen Mexicanischen Geschäftslokalen und Häusern von Handwerkern verschwanden die in Spanischer Sprache abgefaßten Aushängeschilder, welche durch solche in Englischer Sprache ersetzt wurden.

Auch für den Zeitvertreib und die Belustigung der Sieger wurde Sorge getragen. Das große Nationaltheater wurde wieder eröffnet, und nie vorher hatten wohl so gedrängte bunte Menschenmassen die Straße

Vergara erfüllt, als zu dieser Zeit, wenn sich Abends das Theater aufthat. Auch nach dem Schauspielhause von Neu-Mexico war der Zudrang ungewöhnlich stark, denn dort wurden Vorstellungen in Englischer, so wie Deutscher Sprache gegeben. Beide Häuser waren jeden Abend beengend mit Zuschauern gefüllt, deren wilde Ausrufe, Beifalls- und Tadelsbezeugungen, rohe Scherze und Bemerkungen häufig die Stimmen der Schauspieler übertönten.

Aber die Glanzpunkte der Vergnügungen der Amerikaner waren die Fandangohäuser oder Tanz- und Spielhöllen, deren eine Menge in der Stadt errichtet waren. Ein solches Etablissement befand sich dem Hoftheater gegenüber in der Coliseostraße, ein anderes in der Valemitasgasse, doch das großartigste war das Hôtel la bella Union.

Die untern ungeheuern, auf das Prächtigste decorirten und meublirten Räume dieses Gebäudes waren ausschließlich dem Spiel gewidmet, und nur mit Mühe konnte man Abends in dem Gedränge dort zu dem grünen Tisch gelangen.

Im zweiten Stock waren die Trinksäle, die Billardräume und die Tanzsalons Nacht für Nacht von neun Uhr bis gegen den Morgen mit den Helden von Palo Alto, Resaca de la Palma, Monterey, Angostura, Buenavista, Sacramento, Veracruz, Cerro-Gorda,

Padierna und Churubusco angefüllt, und schöne Mexicanerinnen mischten sich zu Hunderten unter diese desperaten Ueberwältiger ihrer Nation.

Die Räume in dem dritten Stock aber verbargen Privatzusammenkünfte mehr gewählter Gesellschaften, und es waren namentlich die Officiere der Amerikanischen Armee, die hier ihre Orgien feierten.

Manche bezaubernde, elegante Mexicanerin hat hier dem Muth und der männlichen Kraft die Lorbeeren gereicht, und manch' weiche Alabasterhand die kaum vernarbten Wunden der löwenmüthigen Sieger berührt.

Wie wenn die schönen Frauen Mexico's die Männer ihrer Nation für ihre Schwäche, für ihre Feigheit hätten bestrafen wollen; als wenn sie hätten aussprechen wollen, daß sie ihrer Gunst nicht würdig seien, als wenn sie sich ihrer schämten, so ließen sie ihre Anmuth, ihre Liebenswürdigkeit über die fremden Helden strahlen, und suchten durch ihren Zauber, durch ihre südlichfeurige Hingebung das zu vollbringen, was die Männer ihres Landes nicht vermocht hatten: die Amerikaner zu besiegen.

Es sprachen dieses Urtheil nicht allein die geringen Klassen des schönen Geschlechts Mexico's über die Besiegten aus, nein, es waren auch die Schönen der höheren Stände, die zu den Waffen ihrer Reize griffen, und manch kostbarer Diamant blitzte an den Schwanen-

armen tief verschleierter Mexicanischer Damen, die, von Amerikanischen Officieren geführt, durch den hellerleuchteten Eingang des Hôtels la bella Union schwebten.

Der Dolch und der Meuchelmord allein war es, zu dem die Mexicaner in ihrer Eifersucht ihre Zuflucht nahmen, und manches brave Amerikanische, durch glühende, leidenschaftliche Liebe verwundete Herz hat in mitternächtlicher Stunde unter ihrem Rachestahl verbluten müssen. Doch schwer und grauenhaft wurde jeder gemordete Soldat durch die zügellosen, bei Nacht umherstreifenden Banden der Volontairs gerächt, es wurden harmlose Bürger der Stadt von ihnen niedergeschossen, Häuser geplündert und Gräuelthaten aller Art an Familien verübt.

Nacht lag über Mexico, und die hellen Sterne blinkten mild am dunklen Himmel, als Aubrey und Escovar das Nationaltheater verließen, um ihren Freund Falkland aufzusuchen.

„Wir werden ihn nicht zu Hause treffen, denn ich habe gesehen, wie er nach dem ersten Act einer schönen Mexicanerin aus der Loge folgte, und Du weißt, weibliche Schönheit hat eine gewaltige Macht über ihn," sagte Aubrey, sich durch die wogende Menschenmasse vor dem Hause drängend.

„So laß uns nach la bella Union gehen, dort im dritten Stock werden wir ihn wohl schon finden,"

erwiederte Escovar; bald hatten sie die beiden Treppen des Hôtels erstiegen und traten zunächst in die dicht mit Gästen gefüllten Spielsäle ein.

Das Spiel war allenthalben in vollem Gange, und die leidenschaftlich aufgeregten Gesichter der Anwesenden, so wie die Haufen Goldes, die auf den Tischen herüber und hinüber geschoben wurden, zeigten, daß es sich hier um große Summen handele.

Vergebens suchten die beiden Eingetretenen unter der aufgeregten Menge ihren Freund Falkland. Sie begaben sich eine Treppe höher, von wo die schallende Militairmusik eine heiterere Stimmung verkündete, als die der Versammlung, welche sie so eben verlassen hatten.

In dem ersten Saale, in welchem sich ein Büffet befand, empfing sie ein blendender Glanz von unzähligen strahlenden Lampen und Lichtern, und herein und hinaus durch die weiten offenen Flügelthüren des anstoßenden Tanzsaales wogten sorglos lustige Soldaten mit ihren dunkelfarbigen, buntgeschmückten Bacchantinnen.

Hier sah man eine dieser graziösen Südländerinnen von dem kräftigen Arm eines in Leder gekleideten, mit Revolver und Messer bewaffneten Volontairs umschlungen, ein Glas kalten Punsch zu ihren vollen Lippen führen und dasselbe dann mit strahlenden Augen

und lachendem Munde ihrem rauhen Gefährten credenzen; dort in der entfernten Ecke des Saales erblickte man eine einfach, doch zierlich und geschmackvoll gekleidete junge Mexicanerin mit niedergeschlagenen Augen und mit in ihrem Schooße ruhenden Händen den süßen überredenden Worten eines jungen Dragonerofficiers lauschen, und dort vor dem Schenktisch coquettirte eine üppige dunkelfarbige Frauengestalt wild und übermüthig, doch elegant sich bewegend mit vielen um sie versammelten Amerikanern und traf bald Einen, bald den Andern mit den Blitzen ihrer großen Augen.

Wo man hinblickte, sah man leidenschaftliche, durch Wein und weibliche Schönheit erzeugte übersprudelnde Aufregung, und wild und lustig schallten die Trompeten aus dem Tanzsaal dazwischen.

Dorthin waren Aubrey und Escovar vorgedrungen und ließen ihre Blicke durch die im Tanze wild und stürmisch durcheinander hinwogenden Paare streifen, doch Falkland trafen sie nicht.

„Dort tanzt Morris, Falkland's Lieutenant,“ sagte Aubrey; „vielleicht hat er ihn gesehen. Der hat sich auch die häßlichste Mexicanerin nicht ausgesucht, es ist die Tochter seines Hauswirthes, ein Bild von einem Mädchen. Sieh nur das Feuer in ihren Augen und den wilden schwarzen Lockenschmuck, der um ihren kleinen Kopf wogt. Guten Abend, Morris, haben Sie

Ihren Hauptmann nicht gesehen?" fuhr Aubrey sich zu diesem wendend fort.

„Der ist dem Himmel um eine Etage näher getreten, hat sich jedoch seinen Engel gleich mitgenommen," erwiederte der begeisterte Lieutenant. „Sie können ihn oben finden, doch würden Sie stören, er ist am Abendessen, so ein kleines Privatsouper," setzte Morris hinzu, schlang den Arm dann wieder um seine feurige Tänzerin und folgte mit ihr dem Takte der stürmischen Musik.

„Laß uns hinaufgehen, Escovar," sagte Aubrey zu seinem Begleiter; „ich muß Falkland sprechen und will den Restaurateur zu ihm senden."

„So gehe ich so lange hinunter zum Spiel, ich habe da ein Paar Goldfüchse in der Tasche, die mich geniren."

„Spielratte, kannst doch den Mexicaner nicht verleugnen! Nun gut, ich treffe Dich am Montetische."

Mit diesen Worten verließ Aubrey seinen Begleiter und eilte die Treppe hinauf, während dieser hinunter in den Spielsaal ging.

Escovar hatte sich nahe an den Montetisch gedrängt und schob einige Goldstücke zwischen zwei noch vor ihm stehenden Männern durch, um das Geld auf den auf dem Tische liegenden Buben zu werfen, als, durch seinen Arm berührt, einer der beiden Unbekanten vor ihm

sich nach ihm umblickte, und Escovar in ihm sogleich den Mann wieder erkannte, der ihn an jenem Abend bei Veracruz vom Pferde geschossen hatte.

Das Gold entfiel seiner Hand, und dem Mörder in die finsteren Augen stierend, griff er, einen Schritt zurücktretend, unwillkürlich nach dem Heft des Dolches in seiner Brusttasche.

Auch Swan hatte ihn wiedererkannt, doch zeigte sich kein Schimmer der Ueberraschung auf seinen kalten Zügen.

„Wollen Sie spielen?" fragte er Escovar, indem er etwas zur Seite trat und sich dann mit den Worten: „A damned Mexican" zu seinem Nachbar, einem Volontair, wandte.

Escovar warf noch einen schaudernden Blick auf den Spieler und drängte sich dann rasch nach der Thür des Saales, um zu Aubrey zu eilen und ihn von seiner Entdeckung in Kenntniß zu setzen.

„Es wird Zeit, daß wir gehen, Colloway," sagte Swan zu dem Volontair, „es ist beinahe zwölf Uhr, und die Andern werden schon auf uns warten."

Hiermit ging er, von Jenem gefolgt, durch die anstoßenden Säle und zuletzt durch eine Thür nach der Treppe, welche gleichfalls in das obere Stockwerk des Hauses führte. Von dort gelangten sie über wenige

Stufen auf das platte Dach des Gebäudes, wo sie mit noch drei Männern zusammentrafen, die daselbst auf sie gewartet hatten.

„Wenn es zu vermeiden ist, darf kein Schuß fallen, sonst geht es schief mit unserm Unternehmen,“ sagte Swan und schritt voran über das Dach und über die niedrige Mauer, die dasselbe von dem des Nachbarhauses trennte.

Die Thür, welche von dort in dieses Gebäude führte, war verschlossen, wurde jedoch von einem der fünf Gefährten, der ein Bund Nachschlüssel trug, im Augenblick geöffnet, und Alle zogen ihre Stiefeln aus und schritten leise auf der Treppe hinab, bis sie die Thür erreichten, die in den Garten hinter dem Hause führte. An dessen Ende überstiegen sie die denselben begrenzende Mauer und gelangten in den geräumigen Hof des Gebäudes, welches mit seiner Fronte nach einer andern Straße hin zeigte, und worin sich gleicher Erde einer der prachtvollsten Silber- und Goldladen Mexico's befand.

Die Thür dieses Hauses, welche in den Hof führte, war gleichfalls bald geöffnet; die Männer gelangten in den Corridor und vor den Eingang in den Laden. Ein großes Vorhängeschloß, welches eine eiserne, über die Vorthür liegende Stange festhielt, wurde mit einem

Brecheisen gesprengt, und der Mann mit dem Schlüsselbund öffnete nun die innere Thür des Ladens.

Die fünf Diebe waren eingetreten, und Swan hatte eine kleine Laterne angezündet, als er nach einem der Fenster ging und sagte:

„Oeffnet den Laden vor diesem Fenster, damit wir im Nothfall einen Ausgang haben."

Dieses war sogleich geschehen, und das Licht der Laterne zeigte den gierigen Augen der fünf Gesellen die aus den hohen Schränken und Glaskasten hervorblizzenden Silber- und Goldsachen, als plötzlich ein Geräusch von dem hintern Zimmer herkommend ihre Aufmerksamkeit dorthin wandte. Im Augenblick nachher flog dort eine Thür auf, und der Eigenthümer des Hauses, ein junger Mexicaner, Namens Gordinez, stürzte mit einem Licht in der Hand in den Laden. Er sah die fünf Mannsgestalten vor sich stehen, trat einen Schritt zurück, feuerte eine Pistole nach ihnen ab und sank dann selbst, von Swan's Schuß aus einem Revolver tödtlich getroffen, zu Boden.

Lautes Hilferufen innerhalb des Gebäudes, so wie auch aus dem obern Stockwerk in die Straße hinaus machte es den Dieben rathsam, auf ihre Flucht bedacht zu sein, und ohne Verzug sprangen Swan's Gefährten zum Fenster hinaus nach der Straße, während dieser

eilig einen Glaskasten mit Schmucksachen leerte und dieselben in seine Taschen versenkte.

Der Zufall wollte, daß soeben eine Militairpatrouille in die Nähe des Gebäudes geführt war, und das Hilferufen hatte sie in dem Augenblick, als die vier Diebe zum Fenster heraussprangen, vor das Haus gebracht.

Die Soldaten fielen nun über diese her, und waren noch bemüht, sie zu überwältigen, als Swan den Augenblick benutzte, aus dem Fenster sprang und pfeilschnell in der Dunkelheit der Straße verschwand.

Dieser Raubmord erzeugte außerordentliche Aufregung in den Gemüthern der Mexicaner, zumal da in letzter Zeit Gewaltthätigkeiten aller Art von Seiten der Amerikanischen Soldaten viel häufiger verübt worden waren.

Die beiden streitenden Regierungen hatten auf's Neue Friedensunterhandlungen eingeleitet, und General Scott war von der seinigen die ausdrückliche Weisung zugekommen, auf das Möglichste Alles zu vermeiden, was die Bevölkerung Mexico's gegen die Amerikaner aufbringen könne.

Es wurde daher ein Kriegsgericht zusammenberufen, um über die gefangenen Räuber, welche zu der Amerikanischen Armee gehörten, öffentlich zu richten.

Der Saal war zum Erdrücken mit Zuhörern, sowohl Amerikanern als auch Mexicanern gefüllt,

als die vier Verbrecher vor das Tribunal geführt wurden.

Auch Aubrey, Falkland und Escovar hatten Sitze unter der neugierigen Menge genommen, und wenige Bänke weiter zurück hatte sich Swan niedergelassen, um gleichfalls die Verhandlungen mit anzuhören.

Die Zeugen waren verhört, zur Vertheidigung der Angeklagten war Nichts von Erheblichkeit zu ihren Gunsten vorzubringen, und diese hatten ihre Schuld mit unbekümmerter Miene eingestanden, da sie weit davon entfernt waren, nur daran zu denken, daß man sie wegen eines Vergehens gegen Mexicaner hart bestrafen würde. Doch das Urtheil, welches gegeben wurde, lautete auf Tod durch den Strick.

Wie ein Donnerschlag traf es die Ohren der Verbrecher, der freche lächelnde Ausdruck ihrer Gesichter machte dem des Schreckens und der Todesangst Platz, sie wurden leichenblaß und brachen zuletzt in Beschwerden, in Schmähungen und in die heftigsten Angriffe gegen ihre Amerikanischen Brüder aus, für die sie in den Schlachten ihr Blut verspritzt hätten, und die sie jetzt eines Mexicanischen Hundes Willen morden wollten.

Doch man legte ihnen wieder Ketten an und war im Begriff sie abzuführen, als der Volontair Calloway vortrat und mit lauter Stimme ausrief:

„Wenn wir denn wirklich sterben müssen, so soll wenigstens auch der, der allein uns zu dem Unternehmen veranlaßt hat, mit uns gleiches Schicksal theilen. Dort sitzt er, es ist Swan!“

Bei diesen Worten zeigte Calloway mit der Hand nach Jenem hin; Alles in der Versammlung blickte nach dem Spieler, der sich bereits der Thür des Saales zudrängte, jetzt aber zurückgehalten und entwaffnet wurde.

„Das ist der Mörder, der mich vom Pferde schoß,“ schrie Escovar, als er den Spieler erblickte, den man jetzt vor die Schranken des Gerichts zog.

Swan wurde nach stattgehabter Verhandlung schuldig erkannt, zum Galgen verurtheilt und noch am selben Tage vom Leben zum Tode gebracht, während General Scott dessen Mitschuldige begnadigte.

Die Friedensunterhandlungen zwischen den Regierungen der Vereinigten Staaten und Mexico's wurden nunmehr ernstlicher betrieben, von beiden Seiten zeigte man sich nachgiebiger, und endlich stieg mit dem Abschluß des Friedensvertrags die Sonne der Freiheit wieder über Mexico auf.

Die Amerikanischen Truppen wurden bald darauf aus der Hauptstadt und aus dem Lande nach Veracruz zurückgezogen, um von dort nach den Vereinigten Staaten eingeschifft zu werden, und mit dem Rest

derselben erreichten auch Aubrey und Falkland diese Stadt.

Der letzte Dampfer der Amerikaner in dem Hafen von Veracruz machte Vorbereitungen zu seiner nahe bevorstehenden Abreise, die Mexicanischen Farben wehten wieder über der Stadt, sowie auch von der Felsenfeste Ulua, als feierliches Glockengeläute die Einwohner nach der mit Gold und Purpur geschmückten und aus Marmor erbauten Kathedrale rief, um dort der Trauung Aubrey's und Escovar's mit Aliarda und Zoraida de Escalante, dieser überglücklichen Brautpaare, beizuwohnen.

Süßer, balsamischer Weihrauch durchzog die Kirche, und von dem Chor wogten himmlische Melodieen, während die beiden Paare den kirchlichen Segen empfingen. Am folgenden Morgen tönten feierlich und festlich abermals die Glocken, als Aubrey, von seinem Freunde Falkland begleitet, seine junge Frau an Bord des Dampfers führte, um mit ihr nach seiner Heimath zurückzukehren.

Der Donnergruß der Geschütze auf dem Kriegsschiff wurde von Ulua her beantwortet, und der Ruf „Viva la republica“ schallte dem Fahrzeug von dem Werfte über die grünen Wogen des Golfs nach.

Der

Sturm von San Antonio.



Texas, das Nordamerikanische Italien, gehörte schon, als Ferdinand Cortez Mexico eroberte, zu diesem Lande, und schon im sechszehnten Jahrhundert gründete Spanien dort einige Niederlassungen, denen jedoch lange Zeit keine anderen folgten, bis im Jahre 1689 der Gouverneur von Cohahuila, Capitain Don Alonso de Leon, von dem Vicekönig, Marquis von Mondova, Befehl erhielt, die Bay des heiligen Geistes und den daselbst mündenden St. Marxfluß zu erforschen, und bei dieser Gelegenheit im Jahre 1690, feierlich von dem Lande Besitz nehmend, die Mission San Francisco in Texas gründete. Drei Jahre später gab der König von Spanien den Befehl zu weitern Ansiedlungen in Texas, worauf die Missionen La Purissima, Concepcion, San José, Maria Santissima, Guadelupe und viele andere entstanden.

Mit großer Vorsicht hielt in späteren Jahren die Spanische Regierung alle Fremden aus diesem Lande zurück und beobachtete namentlich mit mißtrauischem Auge ihre Nachbarn, die Vereinigten Staaten von

Nordamerika, seitdem ihr diese die beiden Florida's und Louisiana entrissen hatten. Demohngeachtet gelang es einzelnen Amerikanern, in das gesegnete Texas einzudringen, kleine Ansiedlungen westlich von dem Sabinefluß zu gründen und sogar nach den Strömen Trinity und Brazos zu ziehen.

Im Jahre 1819 gab der König von Spanien dort einen Grant (Land zum Ansiedeln) an Moses Austin, damit derselbe nebst seinen in ihrer Irischen Heimath wegen ihrer Religion verfolgten Glaubensgenossen eine Colonie gründe. Austin starb vor diesem Unternehmen, sein Sohn aber führte es im Jahre 1820 aus, indem er die Niederlassung zwischen dem Colorado und dem Brazosflusse anlegte. Dies waren die ersten Fremden, die von der Regierung die Erlaubniß zum Ansiedeln in Texas bekamen.

Auch das Mexicanische Gouvernement, welches bald darauf das Spanische Joch abgeschüttelt hatte, hielt immer ein wachsames Auge auf die östliche Grenze seiner Provinz Texas, indem es fürchtete, daß dasselbe ihm einmal gefährlich werden könne, besonders nachdem dessen Provinzialregierung sowie die der benachbarten Provinz Cohahuila am 24. März 1825 ein Gesetz veröffentlicht hatten, welches jedem Fremden dort Land zu cultiviren gestattete und zugleich allen neuen Ansiedlern auf zehn Jahre sämmtliche Abgaben erließ.

Die Bevölkerung von Texas hatte bisher kaum dreitausend Seelen betragen; doch nun strömten von Norden und von Osten her Einwanderer in Menge herein, und das Land war in kurzer Zeit der Freihafen für alle diejenigen, die von dem Gesetze der benachbarten Vereinigten Staaten fliehen mußten. Taugenichtse, Schwindler, Diebe, Räuber und Mörder suchten hier eine sichere Zufluchtsstätte, und Sklaveneigner, die von ihren Gläubigern bedrängt waren, flohen mit Hunderten von Negern nach diesem Asyl.

Wie gesagt, den bei weitem größten Theil der Einwanderer bildeten jene verzweifelten Männer, die entweder aus Furcht vor der Strafe wegen begangener Verbrechen oder vom harten Mißgeschick getrieben sich dahin begaben.

Wie in Europa in den Zeiten des Faustrechts sah man sie bis an die Zähne bewaffnet einherschreiten, jeden Augenblick bereit, mit Messer, Pistole oder Büchse eine Frage zu beantworten, und nur mit den Waffen im Arm legte man sich im eignen Hause, sowie unter freiem Himmel nieder.

Bald verbreitete sich der Ruf dieses bisher noch wenig bekannten wundervollen Landes durch die Vereinigten Staaten, und der Reichthum seiner Ländereien, das ewige Grünen seiner Grasflächen, seine riesenhaften Wälder, sein unglaublicher Ueberfluß an Wildpret und

wilden Pferden, die Schätze seiner Gebirge, seine westlichen krystallhellen Quellen und Ströme und das reizende Klima unter einem stets blauen Himmel verfehlten nicht die Blicke auch des bessern Theils der Bevölkerung seiner Nachbarstaaten nach ihm hinzulenken und Einzelne zu bestimmen, sich hierher zu wagen.

Ein großes Wagniß blieb es noch immer, mit Frau und Kind hierher zu ziehen, da die Personen der zuerst geschilderten Qualitäten den größten Theil der Einwohnerschaft ausmachten und die älteren Bewohner, strenge Katholiken, in den Einwandernden nur Ketzer und Landräuber erblickten. Ihre Abneigung gegen dieselben wuchs umsomehr, als sie ihre Ohnmacht, den übermüthigen, desperaten Eindringlingen entgegen zu treten, erkannten, und verwandelte sich in erbitterte Feindschaft, die sie, wo es ungestraft geschehen konnte, an den Tag zu legen nicht versäumten.

Eine noch weit größere Gefahr jedoch drohte den Einwanderern: Der tödtliche Haß der rothen Urbewohner dieses Landes, die in den neu hereinströmenden Menschen jene bleiche Race erkannten, welche nach ihren uralten Traditionen die rothen Männer von der Erde vertilgen würde, während sie auf die Mexicaner nur mit Verachtung blickten, als auf ein Volk, welches ihnen untergeordnet sei und nie gefährlich werden könnte.

Sie waren bisher nur wenig mit den Weißen in Berührung gekommen und befanden sich noch ganz im Zustand der Natur; sie lebten nur von Wild und insbesondere von dem Büffel, dessen Heerden die endlosen Grasflächen zu Tausenden durchziehen; sie folgten denselben im Frühjahr mit der aufblühenden Vegetation nach Norden und kehrten vor den Winterstürmen mit ihnen wieder in diese paradiesischen Länder zurück, in denen ein ewiger Sommer Gras und Blumen niemals absterben läßt. Jetzt, wo die Indianer die Gefahr für ihr schönes Vaterland, für ihre eigne Existenz erkannten, stürzten sie sich mit der Wuth der Verzweiflung auf jede neue Ansiedlung der Weißen, brannten nieder, so viel sie konnten, und mordeten, wo sich ihnen Gelegenheit bot.

Doch die unversiegbaren Quellen des Reichthums, die diese Fluren darboten, waren für die Amerikaner ein zu mächtiger Reiz, als daß alle diese Gefahren sie hätten zurückschrecken können, und die Straßen von Shreveport, Natchitoches, Alexandria und Opelousas in Louisiana wurden täglich mehr von Einwanderern belebt, die, entschlossen den Gefahren die Stirn zu bieten und mit dem Schicksal zu ringen, ihren Weg nach dem so viel gepriesenen und doch verrufenen Texas nahmen, über den Sabine-, Trinity- und Brazosfluß zogen und sogar auch einzeln am Colorado festen Fuß faßten.

In Folge dieser Einwanderungen bestand jetzt die Bevölkerung größtentheils aus Amerikanern und war bis über zwanzigtausend Seelen angewachsen. Die wenigen Mexicaner, die noch an der Scholle festhielten, auf welcher sie geboren waren, verschwanden in dem Strudel des neuen Elements, namentlich in den östlichen Gegenden, während sie westlich von dem Coloradofluß noch das vorherrschende Geschlecht blieben.

Mexicaner und Amerikaner waren aber in Denk- und Handlungsweise, Sitten und Gebräuchen so sehr verschieden, daß sie wie Feuer und Wasser nicht zusammen bestehen konnten; der Amerikaner mit rastlosem, vorwärts dringendem, überwältigendem und unabhängigem Geist konnte nicht ruhig neben dem trägen, erschlafften, abergläubischen Mexicaner leben, und ganz besonders nicht, so lange als dieses Land, wenn auch nur dem Namen nach, noch zu Mexico gehörte.

Obgleich die Mexicanische Regierung die Zügel schlaff genug hielt, um Druck in keiner Weise fühlen zu lassen, so wurde doch dem Amerikaner der Gedanke, von ihr abhängig zu sein, täglich unerträglicher, die Gelüste, dieses Joch abzuschütteln, wurden immer lauter ausgesprochen, die Auflehnungen gegen die Regierung immer häufiger, bis sich zuletzt das Volk in Masse erhob und öffentlich seine Unabhängigkeit proclamirte.

Die Regierung, deren Macht durch Streitigkeiten

ihrer Provinzen, sowie durch Uneinigkeiten zwischen ihren Gliedern bedeutend geschwächt war, suchte durch Nachgiebigkeit und Milde die Unzufriedenen zu beruhigen und bot einen Steuerlaß auf neue zehn Jahre an, allein umsonst, man hielt ihr die Fahne der neuen Republik Texas als Antwort entgegen.

Darauf sandte sie den General Santa Anna mit einer ziemlich bedeutenden Heeresmacht nach Texas, um die Rebellen durch Gewalt zur Ruhe zu bringen, dieser bezeichnete seinen siegreichen Zug durch die fürchterlichsten Grausamkeiten, ließ Hunderte von Kriegsgefangenen erschießen und schickte andere in die Bergwerke der fernen Cordilleren, wo ihrer das grenzenloseste Elend wartete.

Das Häuflein der Texaner Streiter wurde immer weiter nach Osten zurückgedrängt und wurde immer kleiner, da fast Alle, denen die Rückkehr nach den Vereinigten Staaten offen stand, die Fahne der Republik verließen.

Die Schaar bestand jetzt beinahe nur aus Amerikanern, die das Gesetz verbannt hatte, und wurde unterhalb Houston an dem Ausfluß des San Jacintoflusses in die Galveston-Bay von Santa Anna eingeschlossen, der hier ein verschanztes Lager bezog.

Am Abend des 20. Aprils 1836 berief der Texanische General Houston seine Truppen zusammen, hielt

ihnen das Verzweifelte ihrer Lage vor und ließ berathen, was geschehen sollte. — Gnade von den Mexicanern stand nicht zu erwarten, und es befand sich auch wirklich kein Streiter unter ihnen, der dieselbe beansprucht haben würde; Flucht war unmöglich, und mit donnerndem Hurrah wurde darum beschlossen, am nächsten Morgen den obgleich zwanzigmal überlegenen Feind anzugreifen und zu siegen oder zu sterben.

Kaum graute der Tag, als die desperate, bunte Menge sich ordnete und dem fast sichern Tod zustürzte, der ihr von den Wällen des Mexicanischen Lagers entgegenblitzte. Der Weg war bis zu seinen Erdaufwürfen schon reihenweis mit Leichen bedeckt, doch auf's Neue stürmten die Verzweifelten vor, um ihr Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen.

Der Kampf an den Wällen war furchtbar. — Mehrmals hatte eine Zahl der Stürmenden die Erdmauer bereits erklommen und Siegesgeschrei ertönen lassen, das aber stets mit Todesröcheln endete. Noch aber flog die Fahne der jungen Republik über ihren sich immer wieder schließenden Reihen.

So tobte der Kampf den ganzen Tag, während der Himmel aus schweren Gewitterwolken Regen in Strömen herabgoß und mit Donner und Blitzen das Kriegsgeschrei begleitete. — Die Munition ging zu Ende und mit den naßgewordenen Gewehren konnte man nicht

mehr feuern, da drängte zum letztenmale der Rest der größtentheils verwundeten Texaner gegen die Erdwälle des Feindes, der Träger der Fahne, ein blondgelockter Jüngling Namens Gordon, eine weitklaffende Wunde auf der Stirn, erklomm die Höhe, erhob das Banner, und bald ertönte um ihn her der Jubelruf seiner wuthschäumenden Kameraden. Die Bedienung bei den feindlichen Geschützen wurde niedergemetzelt, ein Mexicanischer Officier, der mit dem Degen in der Faust eine der Kanonen löwenmüthig gegen die heranstürmenden Haufen vertheidigte, sank schwer getroffen nieder, und schon zuckten die Klingen der Gegner auf seine Brust, als Gordon sich zwischen ihn und die blutdürstigen Texaner warf, den Officier mit der Fahne bedeckte und seine Kameraden mit den Worten: „Weg vom Gefallenen, dort stehen die Feinde!“ nach den wankenden Reihen der Mexicaner führte. —

Rasch wurden die Geschütze umgekehrt und schleuderten jetzt ihren Kartätschenregen auf die dichten Massen der Mexicaner. Schrecken und Verwirrung erfaßte das Heer Santa Anna's, mit Messern und Gewehrkolben vollendeten die Stürmenden in den völlig aufgelösten Reihen der Feinde den blutigen Sieg. Kein Leben wurde geschont, und Hunderte stürzten auf ihrer Flucht in die sumpfigen Buchten der Bay und fanden daselbst ihren Tod. Die einbrechende Dunkelheit machte die

Verwirrung noch größer, und mit sinkender Nacht war das ganze Heer des am Morgen noch so stolzen Feindes vernichtet oder zerstreut. Santa Anna entkam in der Kleidung eines gemeinen Soldaten in einem Boote, wurde aber später an seinem hölzernen Bein erkannt und gefangen nach den Vereinigten Staaten gebracht, die ihm seine Freiheit wieder gaben.

Nach dieser gänzlichen Niederlage war in Mexico jeder Gedanke erloschen, Texas wieder zu erobern, und bald darauf wurde es sowohl von den Vereinigten Staaten, als auch später von Europäischen Mächten als Republik anerkannt.

Der Uebermuth der Streiter von San Jacinto kannte von diesem Zeitpunkt an keine Grenzen mehr; manche Gräuelthat traf noch später die Mexicanischen Niederlassungen und bezeichnete die Bahn dieser zügellosen Schaar, die nun in einzelnen kleinen Horden das Land durchzog. —

Das Gerücht von diesen Schreckensscenen drang durch die Vereinigten Staaten in dem Maaße, daß die Einwanderung auf lange Zeit stockte und Alles, was man sich als gräulich bezeichnen wollte, mit dem Namen „Texanisch" belegt wurde.

Daß der junge Staat in dieser Weise nicht aufblühen konnte, wurde bald eingesehen, ehrenwerthe Männer traten hervor und versuchten Recht, Gesetze, so

wie insbesondere Sicherheit des Eigenthums und der Personen zu schaffen. Es gelang, wenn auch nur sehr langsam, und in gleichem Verhältniß belebten sich auch wieder die Straßen von Osten her mit Einwanderern, und Niederlassungen erstanden in allen Theilen der Republik, so weit es der andere noch nicht gedemüthigte Feind derselben, die Indianer, zuließ; diese konnten nicht mit einem Schlage vernichtet oder unschädlich gemacht werden und standen dem Aufblühen des Landes mehr in dem Wege, als früher die Mexicanische Regierung, die zu Allem gern die Hand geboten hätte. Einen Krieg von Seiten des Staates gegen diese feindlichen Nachbarn zu unternehmen, war unmöglich, denn man konnte sie weder zum Kampfe zwingen, noch ihnen in die Berge und unwegsamen Schluchten der Guadelupe- und St. Saba-Gebirge folgen. Vergebens sann man hin und her auf Mittel und Wege, um sie unschädlich zu machen, friedlichen Rathschlägen gaben sie kein Gehör und bestanden stets darauf, daß man ihnen das Land und ihre Jagdgründe unangetastet lasse.

In den südöstlichen Theilen des Staates war zwar weniger von diesen Feinden zu befürchten, und die gesetzlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse fingen an sich günstiger zu gestalten, wenn auch die Waffen noch nicht abgelegt werden konnten, und man gar oft sich selbst Recht verschaffen mußte. —

Viele der alten Mexicanischen Bewohner dieser östlichen Lande waren sogar auf die verlassenen Plätze zurückgekehrt, und in den westlichen Strichen des Staates, wo immer noch das Spanische Geschlecht das zahlreichere war, fanden sich mehr und mehr Fremde ein, die es wagten, Angesichts der Wilden ihre Hütten aufzuschlagen.

Nach mehrtägigen, schweren Gewitterregen hingen die Wolken noch tief über dem Riesenwalde, der die Ufer des Brazosflusses bedeckt und seine mächtigen Aeste weit über die träge schlammige Fluth hinstreckt. Ungeheure Weinranken und Schlingpflanzen, vermischt mit einem langen Moos, das wie graue Fahnen von den Gipfeln der Bäume herabweht, tauchen ihre Spitzen in den langsamen Strom, und letzteres bedeckt wie ein Trauerflor den äußern Wald zu beiden Seiten des Flusses und hält seine Ufer in ein ewiges Dunkel gehüllt, in dem Tausende von Alligatoren an den schlüpfrigen Bänken hinauf- und hinuntergleiten, während der Wasserrabe scheu durch diese Schatten flattert und seine unheimlich krächzende Stimme ertönen läßt.

Die Natur hat diese Ufer mit solch schauerlichem Kleid dem Menschen zur Warnung umgeben, weil Krankheit und Tod in diesen ewig feuchten, verpesteten Schatten seiner wartet. Doch wie manches Gift beim Genuß süß ist, so umfängt auch in dem grünen Dunkel

dieses Waldes den arglosen unerfahrenen Fremden, den ein langer Ritt durch offene, von tropischer Sonne erhitzte Prairieen ermüdete, ein Wohlbehagen, eine wollüstige Kühle, mit tiefen Zügen athmet er die von tausendfältigem lieblichem und gewürzigem Blumenduft geschwängerte, giftige Atmosphäre, um mit umnebelten Sinnen zwischen den üppigen, wundervollen Riesenblüthen auf vermoderte Baumstämme hinzusinken, nicht ahnend, daß diese reizende paradiesische Umgebung mit dem gräßlichsten Krankheitsstoff erfüllt ist, und daß er aus seinem kurzen Schlummer nur mit Angst, Fiebergluth und eisigem Zähnklappern erwacht, nicht ahnend, daß ihn Tod bringende Schlangen umschleichen, daß er auf einem Nest von Scorpionen ruht, daß der giftige Tausendfuß zu ihm herankriecht und die Riesenspinne sich an seidnen Fäden auf ihn herabläßt, um ihm durch ihren Biß Schmerz und Krankheit zu bringen. Er fühlt nur die Kühle, die ihn erfrischend und bezaubernd umweht, sieht nur, wie die mächtigen Stämme ihr dichtes Laubdach über ihm wölben, staunt über das wunderbare Rankengeflecht, womit die Räume durchwoben sind, und bewundert die Pracht der Blumen, die wie bunte Flammen aus der Kuppel dieses Laubpalastes auf- und niedersteigen oder den immergrünen Boden bedecken. Freudig folgt sein Auge den Schaaren buntfarbiger Papageyen, die

die schattigen Räume durchschießen, dem schnellen Flug der feurig rothen Cardinäle, der brillantfarbigen Kolibris, und lauscht verwundert dem Summen, Schrillen und Zirpen der Insektenwelt, welches ununterbrochen die Luft erfüllt.

Einige tausend Schritte von der Prairie entfernt und von freierer Luft umweht stand in diesem Walde ein hölzernes Haus, vor dem sich durch den rothen weichen Boden ein Fahrweg hinzog, an dem des Menschen Hand wenig mehr gethan hatte, als hier und dort ein alter abgehauener Baumstumpf verkündete. Das Haus war ein sogenanntes doppeltes Blockhaus oder zwei ungefähr sechzehn Fuß von einander entfernt stehende, von aufeinander gelegten Baumstämmen verfertigte Gebäude, welche durch ein langes Dach verbunden waren, so daß ein schattiger luftiger Durchgang zwischen ihnen blieb. Rund um dieses Gebäude ging auf rohen hölzernen Säulen ein ziemlich flaches Schindeldach und bildete eine breite Gallerie, zu der weder Regen noch die einzelnen Sonnenstrahlen dringen konnten, denen bei heiterem Himmel die kleine gehauene Lichtung vor dem Hause wohl Durchgang gewähren mochte. Die Giebelwände zu beiden Seiten dieser Wohnung zeigten über der Veranda durch Fenster, oder richtiger bezeichnet Oeffnungen, die durch Läden geschlossen werden konnten, daß sich unter dem hölzernen

Dache noch bewohnbare Räume befanden, zu denen auch eine Treppe führte, welche innerhalb des Durchgangs zwischen den Häusern angebracht war. Etwa zwanzig Schritte vor diesem Gebäude sah man zwischen zwei starken Bäumen einen langen Balken sechs Fuß über der Erde in horizontaler Lage befestigt, mit einer darin eingeschlagenen Reihe von Pflöcken, die dazu dienten, Pferde anzubinden, eine Vorrichtung, wie man sie, besonders aber vor Wirthshäusern, in diesem Lande häufig antrifft. In einiger Entfernung hinter dem Hause standen noch mehrere kleine Blockhäuser, die wie es schien zu Stallungen benutzt wurden, denn durch die offene Thür des einen konnte man eine Raufe und darunter einen Trog bemerken. Auch waren mehrere Haufen getrockneter Maisblätter in ihrer Nähe aufgestapelt, ein Futter, welches die Pferde außerordentlich lieben. Doch alle diese Gebäude standen unter dem dichten Laubdache, welches die umstehenden Bäume bildeten, und nur von dem Wohngebäude konnte man nach dem Himmel durchsehen, wo jetzt dunkelgraue Wolken vorüberzogen, während man nach allen Seiten hin fernen Donner vernahm.

Es war Abend, die Luft war schwül und feucht, und von den 200 Fuß hohen Bäumen fiel der Nebel in schweren Tropfen auf das Schindeldach des Hauses. Unter der Veranda desselben lagen auf dem ganz roh

gezimmerten Fußboden, vier Männer, deren Aeußeres mit der düstern Umgebung in vollem Einklang stand. Sie hatten sich auf Satteldecken hingestreckt, mit den Ellenbogen auf ihre Sättel gestützt, und um sie herum lagen Waffen verschiedener Art, als Büchsen, Pistolen und große Messer. Sie hatten die Jacken ausgezogen und unter sich über die Sättel gelegt, die sehr abgetragenen Beinkleider waren in ihre kurzen Stiefeln versenkt, an denen jeder von ihnen nach Landessitte nur einen Sporn trug, und die durch Schlamm, womit sie bedeckt waren, zeigten, daß ein Ritt auf sehr sumpfigem Weg zurückgelegt worden war.

Sie mochten so eine geraume Zeit gelegen haben und schienen in tiefe Gedanken versunken ihre Blicke in den Wald zu richten, als eine Frau aus dem Hause trat und mit einem Milcheimer über die Veranda zu den Kühen ging, die sich vor dem Hause eingefunden hatten und durch lautes Brüllen ihre Ankunft meldeten, während ein hübscher flinker Knabe von etwa fünfzehn Jahren nach der kleinen Einzäunung, in der sich mehrere Kälber befanden, sprang, die Thür öffnete und die Kühe einzeln zu ihnen hineinließ, um sie dort zu melken.

„Schade, daß das Weib nicht zehn Jahre jünger ist, sie muß einmal hübsch gewesen sein," sagte Briand, einer der vier Burschen, das Schweigen brechend, ein breitschultriger, kräftiger Mann mit pechschwarzen

Haaren und eben solchen Augen, dessen dünner Bart zeigte, daß er kaum die Zwanzig überschritten hatte.

„Wenn wir nur mehr von dieser Sorte hier in Texas hätten, Weiber sind seltene Artikel bei uns," antwortete Ginning, sein rothhaariger, sonnverbrannter jugendlicher Nachbar, dessen linke Wange eine frische große Narbe zeigte, wodurch der eine Mundwinkel nach unten gezogen war. „Uebrigens ist sie ein resolutes Weib und weiß die Büchse so gut wie ihre Kohlenzange zu handhaben, sonst wohnte sie nicht so allein hier mit ihrem Jungen. Ihr Mann blieb bei San Jacinto, ich sah ihn fallen neben unserem Fahnenträger, dem jungen Teufel Gordon, als er auf den Wall sprang, und wir die Kanonen der Mexicanischen Schufte umdrehten und sie auf diese selbst abfeuerten."

„Palmer, willst Du noch heute Nacht hinüber in den Bottom (tief liegender Wald) zu unseren Geldmacher? Dann ist es Zeit, denn es wird eine wilde Nacht geben," sagte der Dritte, Namens Powell, ein kleiner, gleichfalls junger Mensch von frischem Aeußerem mit wüstem blondem Lockenhaar, zu dem Vierten in der Gesellschaft, einer hagern, bleichen langen Gestalt mit stark gebogener Nase und großen finstern Augen.

„Verdammt! die Kerls mögen warten bis morgen,

der Teufel kann den Pfad zu ihnen in solcher Nacht finden," antwortete dieser, eine ungeheuere Ladung Tabaksaft weit über die Gallerie spuckend. „Uebrigens hatten sie die letzten Eagles (goldene Fünfdollarsstücke) so schlecht gemacht, daß man mich bei dem ersten, den ich davon in New-Orleans ausgeben wollte, festhielt, und wenn nicht einige meiner Freunde mir zu Hilfe gekommen wären, so hätte es mir bös gehen können, denn ich war mit dieser Münzsorte beladen, wie ein Maulthier. Wenn sie sie nicht besser machen, so mag ich künftig nicht mehr ihr Wechsler sein." —

„Nun ich glaubte, Ihr hättet doch über sechstausend Dollars angebracht?"

„Angebracht, — ja wohl, das war aber ein Zufall, denn ich kaufte damit ein Dutzend Neger, die ein Kerl oben in Alabama gestohlen hatte und Gott dankte, daß er sie los wurde, da er recht gut wußte, daß man ihm nicht zu viel Zeit zum Verkauf in New-Orleans lassen würde. Er war ganz glücklich, als er das falsche Geld in seine Tasche stecken konnte, und es geschah ihm schon Recht, daß er angeführt wurde, denn die Neger hatte er ja gestohlen. Hoffentlich hängen sie den Schuft, wenn sie ihn mit dem vielen falschen Geld erwischen."

„Wenn Ihr für jeden Neger, den Ihr gestohlen habt, und für jeden falschen Eagle, den Ihr ausgegeben, gehangen worden wäret, dann könntet Ihr jetzt

ganz bequem einen Knoten in Euren Hals binden," rief Ginning laut auflachend.

„Habe ich doch die Schlinge noch nicht um den Hals gehabt, wie Ihr rothhaariger Schurke, als sie Euch in Louisiana bei der Frau erwischten, deren Mann Ihr zum Frühstück eine Ladung Schrot in den Magen geschossen hattet; glaubt Ihr, ich wüßte es nicht? — Seid verdammt und geht zur Hölle," sagte Palmer und hatte langsam die Hand nach dem breiten, einige Fuß von ihm auf dem Fußboden liegenden Gurt hingestreckt, in welchem seine Pistolen steckten. Doch Ginning war schneller, und eine Pistole nach Palmer's Kopf richtend, sagte er gelassen:

„Laßt die Hand weg von den Dingern dort, wenn Euch Euer Hirnfutteral lieb ist, Ihr habt das Bischen Witz noch nöthig, und ich möchte ein zu großes Loch in Euren Kürbis machen. Alter Sünder, willst mir noch gute Lehren geben? Du alter Vampyr, hast in Deinem Leben nie Blut genug im Leibe gehabt, um ein Weib schöner zu finden, als ihres Mannes Geldkiste." —

„Ruhe hier!" rief jetzt Briand aufspringend und mit dem Fuß auf den Boden stampfend, daß das ganze Gebäude dröhnte, „oder soll ich Euch etwa die Mäuler verstopfen? Seid Ihr toll geworden? Wollen wir uns untereinander die Hälse brechen? Spart Euer Pulver, bis wir nach San Antonio kommen, wo wir vollauf

zu thun finden und uns von den schuftigen Mexicanern einige ihrer goldenen Kreuze und Christusbilder ausbitten werden, aber hier haltet Ruhe, das bitte ich mir aus!“

Die Bestimmtheit, mit der diese Worte gesprochen wurden, verfehlte auf die beiden Erzürnten ihre Wirkung nicht. Palmer warf sich auf seinen Sattel zurück, indem er noch einen hämischen Blick nach Ginning sandte, und dieser spannte seine Pistole ab und steckte sie wieder in den Gurt, indem er lachend sagte: „Bange machen gilt nicht.“

„Wir müssen machen, daß wir nach dem Westen kommen, es wird hier zu enge,“ nahm Briand abermals das Wort, indem er seine kleine Pfeife anzündete. „Ich möchte wissen, wofür wir bei San Jacinto eigentlich unsere Haut zu Markte getragen haben? Jetzt, nachdem wir die Kastanien aus dem Feuer geholt, kommen die weisen Herrn von drüben herüber, nehmen sich Land, setzen sich ganz bequem mit ihren Negern hin und machen Gesetze, bauen Zuchthäuser und Galgen, — bei Gott und unsereins, der das Land mit seinem Blut eroberte, muß machen, daß er fortkommt, es ist eine Schande! — Reitet man einmal zufällig eins ihrer Pferde von der Weide weg, ohne sie um Erlaubniß gefragt zu haben, so machen sie einen Lärm, als wenn Wunder was geschehen, und in ihren verdammten Ge=

setzen haben sie gar den Galgen darauf gesetzt. Nein, hier ist es Nichts mehr für einen ordentlichen Kerl, wir müssen nach San Antonio. Außerdem gefällt mir hier das Land nicht, das kalte Fieber schüttelt einem die Zähne aus dem Munde, und manchmal ist nicht mehr Bewegung in der Luft, als in einem Backofen; da lobe ich mir den Westen mit seinem ewigen Wind und seinen hellen Wassern, dort weiß man Nichts von Fiebern."

Ein furchtbarer Donnerschlag machte der Rede Briand's ein Ende, und ein Strom von Blitzen verscheuchte auf viele Secunden das Düster, welches sich schon über den Wald gelegt hatte.

„Halloh! was kommt dort durch das Holz, es ist ein Wagen, wenn ich nicht sehr irre," sagte Briand aufspringend; „wahrscheinlich wieder neue Einwanderer von den klugen Leuten jenseits der Sabine."

„So fährt kein Amerikaner," sagte Ginning nach dem langsam näher kommenden Fuhrwerk hinsehend, welches bis an die Achsen in dem schlammigen Boden wühlte; „drei Pferde neben einander gespannt, das muß ein Mexicaner sein; ja wohl, dort kommt ja auch einer dieser Galgenstricke hinterhergeritten, mit mehr Silber an den Knöpfen seiner Kleider, als wir in unsern Taschen haben. Bei Gott, ein Frauenzimmer im Wagen und ein alter Kerl dabei, paßt auf Jungens, da giebt es einen Spaß!"

„Laßt uns nach Hinten gehen, sie möchten erschrecken, wenn sie uns sehen," sagte Palmer und wandte sich nach dem Durchgang des Gebäudes.

„Besonders, wenn sie Eure Vampyrangen erblikken," bemerkte Ginning lachend, indem er mit den Andern folgte.

Mühsam sich fortbewegend zogen die drei neben einander gespannten Pferde den Wagen bis zum Haus, und der alte Herr, welcher die Thiere lenkte, warf jetzt die Zügel dem Mexicanischen Reiter hin, der bis hierher gefolgt und nun vom Pferde gesprungen war, um seiner Herrschaft aus dem Wagen zu helfen. Er hatte den Schlag geöffnet und warf seinen breitrandigen grauen Filz auf den schlammigen Boden, indem er seine Linke einer verschleierten Dame hinhielt, die sich von ihrem Sitz erhoben hatte, um auszusteigen.

„Señorita Beatrice! treten Sie auf den Hut, es ist gerade eine schmutzige Stelle hier," sagte der sonnverbrannte Diener und strich mit der Rechten die glänzend schwarzen Locken von der Stirn, die fein gekräuselt in langen Strängen um seinen Kopf hingen.

„In Deinen Hut, Antonio? — nein, das thue ich nicht, ich würde ihn ja verderben, hebe mich lieber hinunter in das Trockene," antwortete die Dame, legte ihren Arm um den Nacken des Mexicaners und ließ

sich von ihm vor der Veranda des Hauses absetzen. Dann holte der breitschultrige Diener seinen Herrn in gleicher Weise aus dem Wagen, und seinen Hut wieder auf den Kopf drückend, ging er zu den Pferden, um sie auszuspannen.

Der alte Herr, ein stattlicher Mann mit weißem Haar und frischer, etwas gebräunter Gesichtsfarbe, schien, obgleich noch rüstig, die Sechszig passirt zu haben, und seine Gesichtszüge, so wie die dunkeln Augen verriethen spanische Abkunft. Er hatte den breitrandigen Hut abgenommen und legte den linken Arm in den seiner Tochter Beatrice, um sie die wenigen Stufen bis auf die Veranda hinauf zu leiten; hier blieb er stehen, reckte sich in die Höhe, wie Jemand, der durch langes Sitzen ermüdet ist, und eine goldne Uhr mit schwerer goldner Kette und Petschaften hervorziehend, sagte er, indem er auf das mit Brillanten eingefaßte Zifferblatt sah:

„Sieh, es ist doch acht Uhr geworden; nun Gott sei Dank, daß wir hier sind, denn wären wir im Dunkeln in diesen Wald gekommen, wir würden das Haus nicht gefunden haben. Gerade noch zur rechten Zeit, denn wir bekommen gleich einen schweren Regen. Antonio, bring' den Koffer herein, ehe Du die Pferde besorgst, bringe auch meine Pistolen und den Säbel

mit. Es scheinen noch mehr Gäste hier eingekehrt zu sein, denn da liegen vier Sättel und einige Jacken, die werden nicht alle in's Haus gehören."

„Daß sich gar Niemand sehen läßt," bemerkte die Tochter, indem sie ihren Schleier zurückschlug und ein Gesicht enthüllte, welches seltsam schön war, und wie man es wohl auf den Bildern alter Spanischer Meister antrifft. Ihr Kopf war im Verhältniß zu der hohen schlanken Gestalt fast klein, die Stirn erhaben, die großen dunkeln Augen von makellosen scharf geschnittenen schwarzen Brauen überwölbt und von langen, etwas aufwärts gebogenen Wimpern überschattet. Rabenschwarze schwere Locken fielen zu beiden Seiten ihres bleichen Gesichts auf den alabasterweißen Nacken und versteckten sich in dem reichen Spitzenkragen, der auf ihrem vollen Busen auf- und niederwogte. Ihre ganze Erscheinung zeigte nur zwei Farben, schwarz und weiß, mit Ausnahme des glühenden Karmins, welcher auf den vollen Lippen ihres kleinen schönen Mundes lag; sie trug ein schwarzseidnes Kleid, und der Schleier, der durch eine silberne Nadel in ihrem Haar befestigt war, hatte dieselbe Farbe.

„Gottlob, daß wir so weit sind," sagte sie, indem sich der Glanz ihrer schönen Augen erhöhte, und sie zwischen den lächelnden Lippen die wundervollen Zähne sehen ließ, wobei sie mit ihren zarten schneeigen Händen

den Kopf ihres Vaters zu sich zog und ihren Mund auf seine hohe Stirn drückte.

„Dort kommt eine Frau und ein Knabe, gewiß ist es die Wirthin und ihr Sohn,“ fuhr sie fort, indem sie nach Frau Crofft (so hieß die Eigenthümerin der Niederlassung) hinzeigte, die mit dem vollen Milcheimer auf das Haus zuschritt.

„Guten Abend Madame, können wir heute Nacht bei Ihnen zubringen?“ redete der alte Herr die Frau an, die jetzt die Gallerie erreicht hatte.

„Willkommen hier,“ antwortete diese, indem sie den Eimer niedersetzte und ihrem Sohn Bill zuwinkte, denselben nach der Küche weiter zu befördern. „Freilich können und müssen Sie hier bleiben, denn in der Nacht auf dem grundlosen Weg durch den Wald zu fahren, wäre unmöglich. Sie werden schon bei Tage große Mühe haben, um durchzukommen, da sich Schlammlöcher in demselben befinden, in welchen ein ganzer Wagen versinken kann. Bill muß morgen mit Ihnen reiten und Ihnen den Weg zeigen, sonst kommen Sie nimmer durch, denn der Fluß ist ausgetreten und die Straße so weich geworden, daß die Räder bis an die Achse einsinken werden. Außerdem würde Sie in der Nacht Niemand über den Fluß fahren, bis zu welchem Sie noch drei Meilen haben; denn San Felipe liegt an der andern Seite des Brazos, und dort ist auch die

Fähre. Sie müssen vorlieb nehmen, ich werde es Ihnen so bequem machen, wie ich kann, und das Beste geben, was ich habe; an Milch und Eiern, wie an Wildpret fehlt es uns nicht.

Antonio hatte den Koffer und die Waffen auf die Gallerie getragen und wollte zurück zu den müden Pferden gehen, als die Wirthin sich nach ihm umwandte und sagte:

„Tragen Sie die Sachen gleich auf die Stube oben hinauf, der Herr wird sie gern bei sich haben.“

Dann wandte sie sich an Beatrice: „Wollen Sie erst hier eintreten, bis ich oben aufgeräumt habe, oder wollen Sie gleich hinaufgehen? Das Zimmer oben wird selten benutzt.“

„Wir wollen hinauf gehen,“ sagte der alte Herr; „daß nur die Pferde gut besorgt werden.“

„Bill soll Ihrem Diener zeigen, wo er Mais und Maisblätter bekommt; dann kann er ihnen geben, so viel ihm gut dünkt; ich will Ihnen schnell das Essen bereiten,“ sagte die Wirthin und eilte nach der Küche, während Beatrice ihrem Vater die Treppe hinauf folgte, und Antonio, von Bill begleitet, die Pferde nach dem Stalle führte.

Kaum waren die beiden Reisenden durch die Thür des Dachzimmers verschwunden, als die vier Texaner

wieder auf der vordern Gallerie erschienen und sich an dem einen Seitenpfosten zusammendrängten.

„Verdammt! ein alter reicher Mexicaner," sagte Briand; „er ließ seinen Koffer gleich hinauf bringen."

„Und auch Pistolen und Säbel," fiel Palmer ein.

„Und ein bildschönes Weib hat der Kerl bei sich, sollte mich gar nicht wundern, wenn es seine Frau wäre," sagte Ginning leise, aber leidenschaftlich, indem er sich zwischen seine Kameraden drängte.

„Zum Teufel mit Eurem Weibe, der Alte hat wahrscheinlich viel Geld bei sich, er kommt gewiß von Neu-Orleans und geht nach San Antonio oder Corpus Christi; denn wenn er nicht hier in Texas zu Hause wäre, so würde er sicher so weit davon bleiben, als möglich," flüsterte Palmer.

„Ihr habt wohl Lust, dem Alten einige von Euren Messerkunststücken vorzumachen?" sagte Briand; „Blut wird nicht vergossen, das merkt Euch, könnt Ihr dem alten Schuft sein Geld auf eine ehrliche Art abnehmen, so mögt Ihr's thun; denn ich glaube selbst, er hat welches bei sich, und einen Mexicaner Hund ein wenig zu rupfen, ist kein Unrecht, doch laßt Eure Messer in der Scheide."

„Nun im Guten oder im Bösen, aber hergeben muß er's, und wenn er Waffen gebrauchen will, so können wir's auch thun," fiel Powell ein.

„Haben müssen wir es, doch wollen wir noch warten, der Teufel könnte sein Spiel haben und noch mehr Gesellschaft hierher führen, es ist dies auf dreißig Meilen das einzige Haus an der Hauptstraße," bemerkte Palmer.

„Gut, ich helfe Euch zu dem Gelde, doch das Mädchen behalte ich für mich. Wir müssen aber den Burschen, den sie bei sich haben, in den Stall bei den Pferden einschließen, sonst möchte es doch todte Menschen geben," sagte Ginning.

Während diese vier Gesellen sich nun schon im Voraus in die gemuthmaßten Schätze des alten Herrn theilten, war Frau Crofft eifrig beschäftigt, das Abendbrod für ihre Gäste zu bereiten, zog die Kohlen aus dem großen Kaminfeuer, um die Bratpfanne darauf zu setzen oder die Gluth unter der Kaffeekanne zu vermehren, sah oft, den Deckel des eisernen Topfes aufhebend, nach dem Maisbrod und drehte die süßen Kartoffeln um, die vor den Kohlen rösteten, während Bill Stücke von einer Hirschkeule abschnitt und in die Pfanne warf und den Topf mit Bärenfett vor den Kamin setzte, damit seine Mutter sich dessen zum Schmelzen der Speisen bedienen könne.

„Das sind reiche Mexicaner," sagte sie zu ihrem Sohne; „der Mann ist zu alt, sonst wollte ich sagen, er wäre auch mit bei San Jacinto gewesen, wo sie Deinen

Vater erschlagen haben. Bill, Du mußt vorn im Zimmer den Tisch decken für die vier Herren, ich will dann den anderen Gästen das Essen hinauf bringen; der Mexicaner Mann kann später hier in der Küche essen. Ei, wie der Wind in den Schornstein stößt, es ist vor Rauch gar nicht auszuhalten, und die Asche fliegt in die Pfanne, man mag sie halten, wie man will."

Der Regen schlug jetzt gewaltig auf das hölzerne Dach und ließ ein Rasseln und Plätschern durch das ganze Haus ertönen, daß es namentlich in den obern Zimmern schwer wurde, einander zu verstehen.

Beatrice hatte ihren hölzernen Stuhl ganz nahe an den großen Armsessel ihres Vaters gerückt und den Kopf gegen die linke Seite seiner Brust gelehnt, während er den Arm über ihren Schultern ruhen ließ und in seiner Rechten eine Strohcigarre hielt, die er von Zeit zu Zeit zum Munde führte.

Beide hatten eine geraume Zeit schweigend so gesessen und in das kleine Flackerfeuer geschaut, welches in dem Kamin brannte, als der Alte die Pause unterbrach und, leise mit seiner Hand den Arm der Tochter streichend, liebkosend zu ihr sagte:

„Ja, Du bist jetzt das Einzige, was mir in dieser Welt geblieben ist. Als José, Dein Bruder, bei San Jacinto für unser Vaterland fiel und der Fahnenträger

des Feindes ihn gegen seine wüthenden Kameraden in Schutz nahm, weil er als Held gesunken war, Beatrice, da glaubte ich schon Alles verloren, und ich wußte nicht, wie ich den Schmerz ertragen sollte, doch lebe ich noch und bin glücklich durch Dich, mein theures Kind. Könnte ich Dich nur vor meinem Tode gesichert und versorgt sehen!"

Beatrice hatte heimlich Thränen von ihren Wimpern gewischt, die bei dem Namen des Bruders ihren Augen entquollen, und richtete sich auf, indem sie den zarten Arm um ihres Vaters Nacken schlang und ihm die Stirn küßte.

„Komm, komm," sagte sie, „guter Vater, mache Dir keine Sorgen über Deine Beatrice; Du weißt ja, daß sie Kraft und Energie genug besitzt, um allein ihren Weg zu verfolgen. Horch, wie es stürmt und der Regen fällt, aber wenn ich mich nicht täuschte, hörte ich Jemanden auf der Treppe, es wird wohl die Wirthin sein."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, Palmer trat ohne Geräusch bis in die Mitte des Zimmers und übersah, von da um sich blickend, seine Umgebung. Seine Augen blieben auf dem Koffer ruhen, der zur linken Seite stand, und auf dem die Pistolen nebst Säbel lagen. Er that einen Schritt vorwärts, wandte aber dabei sein bleiches Gesicht nach den beiden Sitzen-

den, und das Feuer warf ein mattes Licht auf seine Gestalt, als Beatrice sich in dem Wahne, daß es die Wirthin sei, umkehrte, um sie freundlich anzureden, doch mit einem Schrei des Entsetzens zurückfiel und sich an dem Gesimse des Kamins halten mußte, da sie Palmer, unbeweglich und mit den hohlen Augen nach ihr hinschauend, erblickte.

„Jesus Maria!“ schrie das Mädchen, ihr Vater sprang von seinem Sitze auf und trat mit den Worten: „Was wollen Sie?“ nach dem Koffer zu. Palmer war ihm aber zuvorgekommen, und die Waffen aufnehmend, schritt er nach der Thür, durch welche nun seine drei Kameraden gleichfalls eintraten.

„Antonio!“ rief jetzt der alte Herr mit aller Kraft, doch Palmer sagte:

„Bemühen Sie sich nicht, er ist eingeschlossen, wir wollten alles Blutvergießen vermeiden und uns nur Ihre Baarschaft, Uhr und Juwelen ausbitten, ebenso von dem Fräulein.“

Dabei traten sie an den Koffer, in dem der Schlüssel steckte, und Palmer hob den Deckel in die Höhe, als der alte Herr einen Dolch aus der Brusttasche zog und sich wie ein Löwe, der vergißt, daß seine Kraft gebrochen und seine Krallen stumpf sind, mit den Worten: „Zurück, Ihr Schurken!“ auf die Texaner warf.

Doch Briand's eiserne Faust fing die bewaffnete

Hand des Alten und nahm ihr mit leichter Mühe das Messer ab, während Palmer und Powell ihn an die Erde warfen und ihm Hände und Füße banden.

„Hilfe, Hilfe, Mörder!“ schrie Beatrice und klammerte ihre kleinen Hände in die langen Haare Palmer's, um ihn von ihrem Vater wegzureißen; doch Ginning schlang seinen Arm um sie und wollte sie nach der anderen, weniger erleuchteten Seite des Zimmers ziehen.

„Hilfe!“ rief das Mädchen sich sträubend und sich immer noch an die Haare Palmer's anklammernd, und „Hilfe!“ raste ihr Vater unter den Händen seiner ihn fesselnden Ueberwältiger.

Da dröhnten schwere Fußtritte auf der Veranda vor dem Hause, „Trapp, Trapp“ — kamen sie auf der Treppe herauf, der Raum vor der offnen Thür erglühte plötzlich im Feuerschein, und ein Mann mit einer Fackel erschien in dem Zimmer.

„Der Fahnenträger!“ riefen beinahe einstimmig die drei Bändiger des alten Herrn und ließen ihn, nach dem Eingetretenen hinstierend, los; doch Ginning, wie der Tiger, wenn man ihm seinen Raub streitig machen will, schlang seinen Arm fester um Beatrice's Leib und riß mit der andern Hand eine Pistole aus dem Gürtel. Aber es blitzte zuerst von dem Fremden her, und

seine Kugel schmetterte den rothhaarigen jungen Mann leblos zu Boden, während jener ein betäubend gellendes Jagdgeschrei ausstieß, und die Treppe abermals unter eiligen Schritten erbebte.

Der Pulverdampf hatte sich kaum zertheilt, als die Gestalt Briand's durch das Fenster verschwand, und man ihn so wie seine beiden Gefährten auf das Dach der Veranda hinunterspringen hörte.

Der Fremde gab seine Fackel einem der sechs nach ihm eingetretenen Männer, sprang zu Beatrice, die leblos und von dem Arm Ginning's umfaßt neben diesem am Boden lag, hob sie auf, setzte sie in den Lehnstuhl und suchte mit ängstlicher Sorgfalt zu erforschen, ob sie vielleicht verwundet sei. Dann rief er nach Wasser und hielt den an seiner Brust ruhenden Kopf des ohnmächtigen Mädchens in seinen Händen.

Frau Crofft kam mit einer Blechschüssel voll Wasser herbei, und jetzt erst, als sie die Sorge für Beatrice übernommen, lenkte sich die Aufmerksamkeit des Fremden ihrem an der Erde liegenden Vater zu. Rasch hatte er den alten Mann von seinen Fesseln befreit, und dieser warf sich jammernd vor seiner Tochter nieder.

Endlich hoben sich deren schwere gewölbte Lider, und matt blickten ihre dunklen Augensterne unter den langen Wimpern hervor.

„Beatrice, meine Beatrice!“ rief der Alte und schloß das Mädchen, dessen Stirn mit Küssen bedeckend, in seine Arme.

Der Fremde, eine hohe, breitschultrige Gestalt mit blonden Locken, blauen Augen und frischer Gesichtsfarbe, zeigte das Bild der vollsten Jugendkraft. Seine kurze hirschlederne Jacke, so wie seine enganschließenden Beinkleider von demselben Stoff ließen den eleganten, muskulösen, doch schlanken Gliederbau sehen. Ueber seine Stirn zog sich ein breiter rother Streif, den man als eine erst kürzlich vernarbte Wunde erkannte, und wie stolz darauf, hatte er die Locken von ihm zurückgestrichen.

Er stand an dem Gesimse des Kamins angelehnt, und seine Blicke hingen eben so fest, wie die des Alten, wenn auch mit anderem Ausdruck, auf dem bleichen Mädchen, bis dessen Blick auf ihn fiel und ihn aus seiner Besorgniß riß.

Wie erstaunt trat er zurück und blickte ihr in die schönen Augen, die zu ihm redeten, ohne von einem Wort unterstützt zu werden; doch er verstand die Sprache des Dankes und eines Gefühls der Zuneigung, das ihm das Blut wie einen electrischen Strom nach dem Herzen jagte.

„Sie sind nun außer aller Gefahr, mein Fräulein,“ sagte er sich verbeugend, „erlauben Sie darum, daß ich

mich jetzt entferne, denn ich muß noch in dieser Nacht nach San Felipe, ich werde aber einige meiner Leute bei Ihnen zurücklassen, die Sie nach Ihrer nächsten Station begleiten sollen."

„Warten Sie, Sie dürfen noch nicht gehen," sagte der alte Herr, indem er des jungen Mannes Hände heftig in die seinigen preßte; „wer sind Sie, der Sie uns Leben und Ehre gerettet haben, ich muß es wissen, damit ich Ihnen danken kann, so lange ich athme."

„O gehen Sie noch nicht, Sie sind unser Retter gewesen, lassen Sie uns Ihnen erst vergelten," sagte Beatrice, ihre Hand nach ihm ausstreckend, wobei der Karmin, der ihre Wangen überflog, die Wärme des Gefühls verrieth.

„Mein Name ist Gordon," sagte der junge Mann, indem er die Hand des Mädchens ergriff und sie bebend einen Augenblick in der seinigen hielt; „das Glück hat mich hierher geführt, um Ihnen einen Dienst zu erweisen, doch habe ich nicht mehr gethan, als jeder Ehrenmann zu thun verpflichtet ist. Es ist nicht der Rede werth, und ich danke meinem Geschick, daß es mich wählte, Ihnen zu Hilfe kommen zu können." Dann wandte er sich zu seinen Gefährten:

„Komm Charles, Frank, faßt mit an, daß wir den Menschen fortschaffen." —

Sie hoben Ginning's Leichnam auf und trugen ihn

die Treppe hinunter, während Frau Crofft und Bill mit Wasser den Fußboden reinigten.

Dann trat Gordon abermals in das Zimmer, um Abschied zu nehmen, und sagte:

„Ich höre, Sie sind auch auf dem Wege nach San Felipe, und ich bedaure, daß ich nicht bis Morgen bei Ihnen bleiben kann, um Sie dorthin zu begleiten; aber meine Pflicht gebietet mir, sogleich weiter zu reiten. Ich lasse jedoch zwei meiner Leute hier, die Ihnen den Weg durch den Wald zeigen werden, denn er ist sehr schlecht.“

„Sie können ja unmöglich in dieser wilden Nacht den Brazos erreichen,“ sagte der alte Herr.

„Ich bin reichlich mit Kienholz versehen, um mir dieselbe durch Fackellicht zu erhellen,“ antworte Gordon, verließ trotz aller Vorstellungen und Bitten zu bleiben unter den heißesten Danksagungen des Vaters und der Tochter das Zimmer, und bald darauf verhallten die Tritte seines davon eilenden Pferdes.

Nur wenige Wochen nach diesem erschütternden Auftritt unweit des Brazosflusses standen in San Antonio auf dem Platze vor dem altspanischen Fort Alamo Abends, als die Sonne hinter dem fernen flachen Horizont versank und nur noch das schneeweiße Gestein der Kuppel dieses Denkmals vergangener Zei=

ten beleuchtete, drei Männer zusammen, wie es schien, in sehr eifrigem Gespräch begriffen.

Der eine von ihnen war Palmer, der andere Briand und der dritte ein Mann von eigenthümlichem Aeußerem. Er war eine hagere, doch nervige Gestalt, mit sehr breiten Schultern, die von dem langen sehnigen, gebräunten Hals beinahe in einem rechten Winkel abstanden. Sein Kopf war klein, seine Haare grau, doch noch sehr dicht, ziemlich kurz geschnitten und aufwärts stehend. Auch sein Gesicht war von der Sonne verbrannt, seine Stirn hoch, seine Augenbrauen buschig und mit ihren Außenspitzen nach oben gerichtet, die Augen waren bläulich grau, blitzend und stechend und schienen nicht einen Moment auf einem und demselben Punkte verweilen zu können; die Nase war klein und etwas gebogen, die Lippen dünn und die Zähne sehr weiß, der Mund fein geschnitten und von einem unangenehmen Lächeln fortwährend umspielt, selbst wenn sich die grauen Brauen in Falten zusammen zogen. Dabei stand der Mann beinahe sieben Fuß hoch in seinen kurzen Stiefeln, von denen nur einer bespornt war, und in welche die gestreiften Sommerbeinkleider hineingesteckt waren. Diese hingen, ohne durch Träger gehalten zu werden, auf den Hüften, und über dem schlecht gefalteten Hemd, dessen Bruststück weit offen

stand und die dunkle Brust des Mannes sehen ließ, trug er einen leichten grauen Sommerrock, dessen Kragen weit über den mächtigen Schultern zurückgeschlagen war. Er schien seit mehreren Tagen nicht rasirt zu sein, und der dichte graue Bart, der während dieser Zeit hervorgewachsen war, trug sehr viel dazu bei, sein Alter zu verrathen, welches nicht weit von den Sechzigen sein mußte, während seine energische Haltung, seine lebendigen Bewegungen, sein stechender Blick und die Kraft seiner Sprache einen jungen Mann hätten vermuthen lassen. Er hatte den breitrandigen schwarzen Filz abgenommen und die andere Hand unter die Rockschöße gesteckt, wodurch ein Paar Pistolen sichtbar wurden, die er unter dem Rock auf dem Rücken trug.

„Gott verdamme diese Mexicaner," sagte er, mit dem Fuße auf den Boden stampfend; „da haben wir dies Land mit unserm Blut erkauft, und wo man sich hinwendet und sich nach einem Stück Erde umsieht, da heißt es „Eigenthum des Don so und so;" man sollte die ganze Brut ausrotten, sonst haben wir doch das Land nur dem Namen nach und müssen ihnen jeden Fuß davon bezahlen, wenn wir es gebrauchen wollen."

„Ja, ja, mein lieber General Gordon, wenn es damit gethan wäre, dann wollten wir bald mit ihnen fertig sein; dadurch wird es aber nicht besser," sagte Palmer; „die Rechte auf diese Ländereien sind in Mexico

in den Landofficen auf der Leute Namen eingetragen, und wenn dann nachher einer von unsern Yankees eine solche Berechtigung von den Erben des Verstorbenen kauft, so jagt er uns mir nichts Dir nichts davon, und wir haben Kosten und Mühe umsonst gehabt. Besser, wir behalten die jetzigen Eigenthümer hier und machen ihnen das Leben sauer, schießen ihr Vieh, Pferde und Maulthiere auf der Weide todt, muxen mitunter einen von ihnen auf Rechnung der Indianer ab, werfen Luder in ihre Brunnen, oder machen ihnen etwas Feuerwerk in ihre Haciendas, dann werden sie es überdrüssig hier und verkaufen zu billigen Preisen, um nur fortziehen zu können."

„Da ist der alte Spitzbube, der Don Alonso de Almonte," fiel Gordon ein, „der hat hier in der Umgegend wenigstens achtzig Leaguen Land, und wenn man bedenkt, daß jede gegen vier- und einhalbtausend Acker enthält, so ist das wahrlich kein Butterbrod. Sein Sohn hat aber bei San Jacinto in's Gras beißen müssen, doch soll der Kerl brav gewesen sein, wie ein Löwe, Ihr wißt, mein Sohn hat ihn, als er fiel, mit unserer eignen Fahne bedeckt, um ihn gegen unsere Leute zu schützen. Gott weiß, von dem der solche Narrenstreiche geerbt hat, von mir hat er sie wahrhaftig nicht; seine Mutter war aber eine Französin und etwas überspannt. Der alte Almonte sitzt immer wie ein Dachs

in seinem großen Hause gleich vor der Stadt und läßt sich nur zuweilen Abends und Morgens ganz frühe spazieren fahren; er soll darin leben wie ein Prinz."

„Und das Gold," sagte Palmer, „das man ihm in ganzen Säcken voll vom Rio Grande zugeführt!"

„Da ist der Bravo, der Alvarez, der bringt es mit seiner Bande, aber der Teufel kann Wind davon bekommen, wenn er unterwegs ist. Wir sind ihm schon oft auf der Spur gewesen, doch entweder führt er uns an, oder ist uns überlegen; der Kerl muß mit dem Teufel im Bunde stehen! Das letzte Mal glaubten wir ihn sicher zu haben und erwischten ihn an der Nueces, er hatte vierzehn beladene Maulthiere bei sich, und als wir ihnen die Säcke abnehmen, waren sie sämmtlich mit Steinen gefüllt. So treibt er es; zehn Mal zieht er hin und her, bis er dann auf einmal eine ganze Ladung Gold glücklich bei dem alten Almonte abliefert. Der übermacht es dann wieder an Amerikanische Häuser oder an die Banken in Neu-Orleans, die es selbst bei ihm abholen. Im Hause behält er es nicht lange, sonst könnte man ihm wohl einmal einen Besuch machen."

Die Straßen belebten sich während dieser Zeit mehr und mehr, denn der Wind, der vom Golf von Mexico fast ununterbrochen über diese flachen Länder strömt, kühlte jetzt, da die Sonne verschwunden war, die Luft,

und führte die tausendfältigen Wohlgerüche der Frühlingsflor der Prairieen mit sich, während der Mond sein mildes und doch fast taghelles Licht über die Gegend goß.

Die Mexicanischen Frauen kamen verschleiert mit ihren männlichen Begleitern aus den Häusern hervor, um sich in der erquickenden Abendluft zu ergehen. Leichte zwei- und vierrädrige Wagen rollten über die staubigen Straßen hinaus vor die Stadt, und junge Mexicaner galloppirten auf ihren mit kostbarem Sattelzeug geschmückten schönen Pferden vorüber, doch sah man ihnen Allen an, daß Scheu und Mißtrauen sie umfing, und daß sie fühlten, wie sie täglich mehr vor der wachsenden Amerikanischen Bevölkerung weichen mußten. Häufig hörte man die Texaner sie verspotten oder ihnen Flüche zurufen, doch niemals hörte man sie antworten, sondern sah sie sich nur beeilen, um fortzukommen.

Während dieser Theil der Einwohner von San Antonio schweigend und, man möchte sagen, heimlich des Abends Herrlichkeit genoß, schallte von zwei Trinkhäusern her ein lautes Brüllen, Toben und Fluchen durch die Straßen, und mitunter krachte der Ton einer abgefeuerten Büchse oder Pistole dazwischen. Es waren die Helden von San Jacinto, die ihrem tollen Uebermuth durch Trinkgelage, Wetten und Spielen Luft machten, und die von den östlichen Gegenden dieses

Landes täglich mehr herbei strömten, da dort die Bevölkerung durch die besten Qualitäten der benachbarten großen Nation, der Amerikaner, von Tag zu Tag wuchs, und Sicherheit und Gesetz rasch festern Fuß faßten.

„Unsere Jungen dort sind lustig," sagte Briand, der bis jetzt mit finsterem Blick nach den vorüberziehenden Mexicanern geschaut hatte, „sie werden wohl den Eintritt in ihren neuen Dienst feiern, denn die Regierung hat eine Compagnie Rangers (Streifschützen) errichtet und dem kleinen Walker das Commando übertragen, um die Comanches ein wenig zur Ruhe zu bringen. Einen bessern konnte man nicht dazu wählen; bei Gott, der Kerl frißt einen Indianer bei lebendigem Leibe auf!"

„Wenn ich nicht irre, kommt dort mein Sohn von der Jagd," sagte der General und verließ mit einem „good evening gentlemen" seine Gesellschaft, indem er sich nach einem Reiter hinwandte, der in der breiten staubigen Straße langsam heraufgeritten kam, und hinter dessen Sattel ein Hirsch zu beiden Seiten des kräftigen Rappen herabhing.

„Wenn der alte Gauner das ganze San Antonio für sich nehmen könnte, so thäte er es gern, und müßte er die Mexicaner sammt uns massacriren," sagte Palmer, dem alten Gordon nachsehend.

„Was hat ihn denn eigentlich nach Texas gebracht?" fragte Briand.

„Was ihn hierher gebracht hat? Nun, er kaufte in Louisiana aus einer Hinterlassenschaft einige fünfzig Neger auf sechs Monat Credit, und kurz nachdem er sie in seine Hände bekam, trieb er die Bande bei Nacht und Nebel fort über den Sabinefluß, wodurch seine Schuld bezahlt wurde. Sein Sohn, der sich damals auf der Universität befand und von diesem gelungenen Geschäft seines Vaters hörte, eilte hinter ihm her nach Texas, um ihn zu bewegen, die gestohlenen Neger dem Eigenthümer wieder zurückzugeben. Ja, Ja, da kam er an den Unrechten! Eher dem Teufel eine Seele aus den Krallen reißen, als dem alten Sünder einen Dollar abnehmen! Er lachte ihn aus und nannte ihn einen Romanhelden. Bald darauf war die Schlacht bei San Jacinto; sie machten den alten Kerl zum General, weil sie wußten, daß er Blut sehen konnte, und man sagt, sein Junge habe sich damals als Fahnenträger gemeldet, um aus Verzweiflung über seines Vaters Schlechtigkeit den Tod zu suchen. Gefochten hat er wenigstens darnach. Uebrigens hatte der alte Gauner den Galgen schon vor langen Jahren verdient."

„Ein Wunder, daß uns der Fahnenträger bei unserem Abenteuer am Brazos nicht erkannt hat. Habt Ihr noch nicht ausgefunden, wer der alte Mexicaner

war? Ich denke, er war auf dem Wege nach Corpus Christi."

„Er kann eben so gut von hier gewesen sein, man bekommt ja die Kerls gar nicht zu sehen, außer in der Abenddämmerung."

„Kommt, laßt uns nach dem Wirthshaus gehen, es ist Fandango und der grüne Tisch im Gange, Sullen ist wieder hier und legt Montebank auf."

Der Reiter, der soeben mit seiner Jagdbeute in der Straße heraufgezogen war, hatte sein Pferd vor einem kleinen steinernen Haus angehalten, hob den Hirsch von des Thieres Rücken und schleifte ihn in die Thüre, von wo ihn ein hübscher Negerjunge weiter in das Gebäude beförderte.

„Komm dann zurück und hole Charley," rief der blonde junge Mann, der kein anderer war, als Capitain Gordon, welchen wir in jener Nacht als den Retter des alten Mexicaners und seiner Tochter kennen lernten, dem Negerjungen zu und hing den Zügel seines schönen Pferdes, welches diesen Namen trug, über den Sattelknopf.

„Bist Du weit gewesen, Henry?" fragte der alte General Gordon seinen Sohn, sich auf die steinerne Bank setzend, die vor dem Hause stand und vom Mond hell beschienen wurde.

„Bis in die Berge an der Salado," antwortete dieser, sich neben seinen Vater niedersetzend.

„Du wagst Dich immer zu weit hinaus und solltest nicht so allein reiten, denn gerade jene Gegend ist es, von woher stets die Indianer kommen, und wohin sie fliehen, weil sie in den Bergen vor Verfolgung sicherer sind. Nun ich denke, Walker mit seiner Compagnie soll ihnen das Kommen vertreiben."

„Diese Leute werden die unglücklichen Wilden nur noch mehr reizen und sie durch ihre Grausamkeiten zu noch weit furchtbareren Gräuelthaten veranlassen, als unsere Ansiedler schon von ihnen erdulden. Bedenke nur, welch' schreckliche Bande Walker um sich gesammelt hat!"

„Ich möchte wissen, was Du gegen diese Leute hast, es sind ja Deine Kameraden von San Jacinto, wo sie mit ihrem Blut dies Land bezahlt haben," sagte der Alte mit scharfem Ton.

„Allerdings sind sie es, aber ein Land zu civilisiren, Ordnung und Gesetze einzuführen, dazu sind sie nicht tauglich. Soll denn das Faustrecht hier niemals aufhören?"

„Nun, was sollen wir denn mit den Indianern thun, sollen wir unsere Frontierleute von ihnen morden und scalpiren lassen, ohne Etwas gegen sie zu unternehmen?"

„Man kann Frieden mit ihnen machen und eine Grenze bestimmen, welche weder wir, noch sie überschreiten."

„Sie haben aber die schönsten Länder inne, die jetzt uns gehören, sollen wir sie ihnen lassen, damit sie Nichts damit thun, als darauf jagen?"

„Sie waren von jeher im Besitz derselben und gehören also ihnen."

„Das sind einmal wieder Deine sonderbaren Ansichten!" sagte der Alte mürrisch, stand auf und ging die Straße hinunter, während Henry Gordon sein Pferd dem Negerjungen übergab, der jetzt aus dem Hause zurückkehrte, worauf er langsam davon schritt, jedoch in anderer Richtung, als sein Vater.

Laut schallte die Musik des Fandango aus einem großen steinernen Gebäude, und drinnen flogen buntgeschmückte Mexicanerinnen mit ihren Tänzern in dem nicht großen Saal auf und ab. Dieses waren Leute aus der niedrigsten Klasse der Einwohnerschaft der Stadt, die sich dort dem ausgelassensten Frohsinn hingaben, und zwischen denen die von Branntwein erhitzten wüsten Besieger des Landes ihre Scherze trieben.

Der Saal gleicher Erde war nur spärlich erleuchtet, die mit starken Eisenstangen versehenen Fenster standen offen, sowie auch die Thüren, und ein und aus strömte

die aufgeregte Menge, bald unter Ausrufungen der Lustigkeit und des Frohsinns, bald unter Schimpfen, Schwören und Fluchen. Hier sah man eine dunkele Mexicanische Schöne mit hochgehobenen Händen und laut tönenden Kastagnetten in den graziösesten Schwingungen um ihren mit silbernen Knöpfen übersäeten Tänzer schweben; dort im Hintergrunde auf einer Bank einen jungen, verzweifelt aussehenden Texaner mit den schweren, schwarzen Locken einer Mexicanerin spielen, und drüben bei dem Schenktisch wieder andere dieser düsterfarbigen Bacchantinnen mit den Amerikanern kalten Punsch trinken.

Die Treppe, die aus dem Saal in den obern Stock führte, ertönte ununterbrochen unter den Tritten von Heraufgehenden und Herunterkommenden, welche Letzteren meistens unangenehm aufgeregt zu sein schienen.

Aber in dem Saal stand der grüne Tisch, an dem der Spieler Sullen Bank auflegte, und um den sich Hunderte drängten, um zu dem Monte-Spiel zu gelangen.

Der König und der Bube waren die Karten, die auf den beiden Seiten des durch einen Strich in zwei Hälften getheilten Tisches lagen, und der Spieler hielt die übrigen Karten in der Hand, um den Spielenden Zeit zu geben, ihre Sätze zu machen. Auf beiden Sei-

ten standen schon sehr bedeutende Summen, doch immer noch drängten sich Hände zu dem Tische, um Gold darauf zu schieben.

In der zweiten Reihe der dicht um denselben stehenden Spielenden befanden sich nebeneinander Palmer und der neuerwählte Commandeur der Streifschützen, Walker, ein kleiner, schmächtiger, wüst aussehender Mensch, mit auf einer Seite aufgestülptem breitrandigem grauem Filz, ohne Halsbinde, auf der Brust das Hemd weit auseinanderstehend, in schwarzem abgetragenem Frack, grauleinenen Beinkleidern und einem Paar langen Sattelpistolen im Gürtel, während ein Wust ungeordneter schwarzer Haare um seinen Kopf hingen.

„Bei Gott, der König im Port" (der König ist die unterste Karte), sagte er hastig flüsternd zu Palmer, zog seine Hand mit Doublonen gefüllt aus der Tasche und steckte sie zwischen den vor ihm Stehenden durch auf die Seite des Tisches, wo der König lag.

Beinahe zugleich mit ihm warfen Palmer und General Gordon, der hinter ihnen stand, jeder eine Hand voll Gold auf denselben Platz.

„Habt Ihr die Karte gesehen, Walker?" fragte der General ihn leise.

„Ich bin verdammt, wenn ich nicht deutlich den König gesehen habe," erwiederte dieser eben so leise,

ohne seine Blicke von den Händen des Spielers abzuwenden.

Zu dem großen Haufen Gold, der jetzt schon auf dem König stand, wurden nun noch von allen Seiten her Goldstücke geworfen, da die schon gemachten bedeutenden Sätze das Vertrauen für diese Karte erhöhten.

Alles sah schweigend auf die Hände des Spielers und wartete mit angehaltenem Athem auf den Augenblick, wo dieser die Karten umwenden würde, um die unterste zu zeigen.

„Alles gesetzt?" fragte der Spieler mit ruhigem Ton und ließ seine Blicke über die gedrängte Menge laufen.

Tiefe Stille beantwortete diese Frage.

„Die Dame," sagte er dann, indem er die Karte umwandte und diese nun oben liegende der Gesellschaft zeigte, zugleich aber seine Hand ausstreckte, um das auf dem Tisch liegende Geld an sich zu ziehen.

„Verdammter Schwindler," brüllte Walker, sich an den Tisch drängend und die Hand des Spielers zurückschlagend, „der König lag unten, ich habe es gesehen, Du hast falsch gespielt!"

„Verfluchte Kröte," rief dieser, ein langes Messer unter seiner Weste hervorziehend, „rühre das Geld an!"

„Give it to him (gieb ihm eins), Gott verdamme den Betrüger," rief der General dem wuthentbrannten

Walker aufmunternd zu; „der Schurke weiß noch nicht, daß er in Texas ist!“

Im Augenblick hatte Walker eine seiner langen Pistolen gezogen und gespannt, und zu seinen beiden Seiten drängten sich die Umstehenden zurück, denn auch Sullen hatte eine Pistole hervorgeholt, und beinahe zugleich blitzte das Feuer aus beiden Mündungen. Der Spieler fiel blutend über den Tisch und Walker trat mit den Worten:

„God damn him,“ zu ihm hin und strich sein Geld ein, während jetzt Alles sich stürmend herandrängte, um einen Theil des dort liegenden Geldes zu erbeuten.

„Der Schwindler hat zu voll Korn genommen,“ sagte Walker hell auflachend und seinen Hut beschauend, „er hat mich für größer angesehen, als ich bin, und hat einige Luftlöcher in meinen Hut geschossen.“

Mit Toben und Fluchen drängte sich jetzt Alles die Treppe hinunter in den Tanzsaal, wo die Schüsse nicht einmal den Tanz unterbrochen hatten.

Während dieser Vorgänge stand der junge Gordon weit am entgegengesetzten Ende der Stadt an dem Ufer eines Arms des krystallklaren San Antonioflusses unter den üppigen Granatbäumen, die ihre mit glühend rothen Blüthen übersäeten Zweige über die nicht hohe

Mauer hervorstreckten, neben welcher des Baches eilige Wellen über große Steinmassen hinrauschten, und des Mondes Licht sich wie Brillantfunken auf deren bewegter Oberfläche blitzend spiegelte.

Es war eine jener tropischen milden Nächte, in denen die ganze Schöpfung wonnig belebt sich ihres Daseins freut, in denen sich die Brust höher hebt, und der Mensch den balsamischen Duft, den der kühlende Hauch der Nachtluft mit sich führt, in langen Zügen einathmet, in denen ihm die Pulse voller und mächtiger zucken, und das Herz sich nach Etwas sehnt, für das es stärker und wärmer schlagen könne.

Gordon stand unbeweglich in die dunklen Laubmassen jenseits der Mauer blickend und lauschte einer Stimme, die beim Klang der Mandoline bald schwellend, bald verhallend durch den Park tönte und ihm lieblicher und süßer däuchte, als irgend Etwas, das er früher gehört. Von der Höhe der Mauer mußte er es sicher noch deutlicher hören können, er schwang sich daher hinauf und erzwang einen Raum zwischen dem dichten Gewinde und Gestrüpp von Granatbüschen, Kreppmyrthen und dem Alles überduftenden Capjasmin. Ungehindert zogen nun die wundervollen Klänge zu ihm herüber, doch schienen sie immer noch entfernt. Und warum nicht näher gehen, die Mauer war ja

nicht hoch? Er sprang hinunter, und die Gebüschwand durchschreitend, fand er, daß er auf dem saubern Wege eines Parkes stand, der sich vor ihm in die schwarzen Schatten hoher Magnolien wand, aus deren dunklem Laub die weiße Rosensaat, womit diese wundervollen Bäume bedeckt waren, im Mondlicht hervorglänzte.

Gordon trat schnell in den Schatten und folgte rasch, doch leichten Trittes der Richtung, in der ihm die süße Stimme zu rufen schien, die mit seinem Annähern stärker und deutlicher wurde. Bald hatte er die letzten hohen Bäume erreicht, er mußte der unbekannten Sängerin nahe sein, er trat noch einen Schritt vorwärts über die einzelnen hellzitternden Lichtflecken, die der Mond durch das Laub auf die dunkle Erde warf, und drückte sich in den Schatten eines riesigen Stammes dieser ewig grünen Colosse der südlichen Pflanzenwelt. Er blickte hinauf über eine Terrasse nach dem Fenster des großen steinernen Gebäudes, wohin die noch immer tönende Stimme seine Augen lenkte, und erkannte auf dem Balkon desselben an den Umrissen eine weibliche Gestalt.

Das Balkonfenster war durch dichte Vorhänge geschlossen, und nur einzeln stahl sich hier und da zwischen denselben ein glühender Lichtstrahl aus dem Zimmer. Das Lied war zu Ende, die Sängerin ließ das

Instrument in ihrem Schooße ruhen und den Arm über die niedrige steinerne Brüstung sinken.

Wie angezaubert stand Gordon mit angehaltenem Athem und stierte hinauf, als könne er mit seinem Blicke die Nacht verscheuchen, die die Unbekannte umgab, da erhob über ihm im dichten Laubdach ein zärtlicher Spottvogel sein süß klagendes Liebeslied, als wolle er die Melodieen der Sängerin beantworten und ihr dafür danken.

An der Mauer unter dem Balkon hatten sich unzählige goldene Kelche des großblühenden Cactus aufgethan und verbreiteten durch die kühle Nachtluft Düfte, ähnlich der Vanille, über ihnen hingen in langen Guirlanden blühende Bignonien, und die Terrasse war mit einem Wald von Lilien und Rosen bedeckt, auf welche der über dem platten Dache des Hauses weiter vorschreitende Mondschein sein Licht warf.

Zu beiden Seiten der dunklen Baumgruppe, wo Gordon stand, lehnten sich Alleen von Orangen, Apfelsinen und Citronenbäumen an das Gebäude und ließen ihre weißen Blüthen und goldnen Früchte von dem Himmelslicht bescheinen, während um sie im buntesten Wechsel die Kreppmyrthe mit ihren purpurnen und feuerrothen Blüthenmassen, der Capjasmin mit seinen saftigen, schneeweißen Sternen, der Stolz von China mit den azurblauen Traubenblumen sich aneinder reih=

ten, und zwischen ihnen sich hier und dort eine stachelige Yucca erhob, die ihren mit weißen Glocken überhangenen Blüthenschaft hoch emporstreckte.

Berauschend und im ewigen Wechsel durchwogte der Duft dieser vielen wundervollen Blüthen den Park nach allen Richtungen, doch der der Magnolien, der Königin der ganzen Pflanzenwelt, beherrschte alle die andern.

Mit Ungeduld erwartete Gordon den Augenblick, in dem des Mondes Strahlen auf die jetzt noch von dem Hause beschattete Fremde fallen würden, denn die blitzenden großen Glühkäfer, die wie Feuerstreife bei ihr vorübersausten, verringerten das Düster nicht, welches sie umgab.

Doch plötzlich erhob sie sich, theilte mit ihrer Rechten die rothsammetnen Drapperieen, die das Fenster bedeckten, und verschwand mit ihrer Mandoline im nächsten Augenblicke in dem Zimmer.

Gordon hatte wohl erkennen können, daß sie von hoher Gestalt war, und daß lange schwarze Locken zu beiden Seiten ihres Gesichts über das weiße Gewand fielen, aber mehr hatte ihm der Augenblick nicht verrathen.

Dessenungeachtet rührte er sich nicht vom Platze, und seine Blicke hingen an dem schmalen Lichtstreif,

durch den die Unbekannte verschwunden war, und der bald darauf vor dem Mondlicht erblaßte, welches sich über diese Seite des Gebäudes legte.

Die Sängerin kam nicht zurück, die Lichter in dem Hause erloschen, und der Thau hing in glänzenden Perlen auf den Blättern, als Gordon durch den Garten zurückschritt, sich über die Mauer schwang und seine Schritte nach Hause lenkte.

Die Sonne stieg ein glühend rother Feuerball aus dem purpurnen Nebelstreif, in welchem der Himmel mit der niedrigen Ferne der wellenförmig auf- und niedersteigenden Prairieen verschwamm, deren Eintönigkeit hier und dort von hohen Baumgruppen oder von einer einzeln stehenden Ulme oder einer Mimose unterbrochen wurde. Wie eine Decke von Brillanten blitzten die vom Thau gebeugten hohen Gräser auf der unabsehbaren Fläche, als die ersten Sonnenstrahlen über sie hinschossen, munter flatterten die kleinen rosigen Paradiesvögel von Staude zu Staude, und die Geyer hoben ihre Kreise von dem niedrigen Lande höher und höher dem durchsichtigen blauen Himmel zu, um ihr Gefieder in sonnig luftiger Ferne zu trocknen.

Da kam ein zweirädriger Wagen von einem schweren, schönen Pferd gezogen von der Stadt San Antonio her gerollt und aus demselben unter dem nach vorn

überhängenden Verdeck sahen zwei uns schon bekannte Personen hervor. Es war nämlich Don Alonso de Almonte und seine Tochter Beatrice, dieselben beiden Mexicaner, welche wir unweit des Brazosflusses bei Madame Crofft gesehen haben.

Der alte Herr hatte sich in dem Sitz zurückgelegt und hielt nachläßig die Zügel der braunen Stute in der Hand, während die Peitsche neben ihm in einem ledernen Halter steckte. Beatrice dagegen hatte sich mehr nach vorn gebeugt und ließ ihre Blicke über die weite Ebene schweifen.

„Wie herrlich, wie reizend ist es doch hier, wie viel schöner, als dort im Osten in den dichten Wäldern, in denen man nur von Baum zu Baum und häufig nicht einmal nach dem lieben Himmel durchsehen kann. Auch ist dort sein Blau so oft getrübt, doch hier herrscht die Sonne, und man freut sich, wenn einmal eine Wolke aufsteigt. Wie schön dort die fernen Berge an der Salado, und wie duftig roth hier rechts die Prairie sich an den Himmel schließt, man kann gar nicht sehen, wo ihr Ende ist. Siehst Du dort die Hirsche bei jener Ulme grasen? Komm, alte Martha, trabe ein wenig rascher, dann kommen wir noch in ihre Nähe, ehe sie über die Straße ziehen.“

Dies sagend, faßte Beatrice die Zügel und ließ sie einige Male auf den breiten Rücken des Pferdes fallen,

welches auf diese Ermahnung seinen Schweif wiederholt hin- und herschlug, den Kopf auf- und nieder schwang und in fliegendem Trab davon eilte.

„Halloh! Señorita, Du ließest sie wohl im Gallopp entspringen, und ehe wir es uns versähen, lägen wir im Graben. Ho! ho! Martha!“ sagte der alte Herr und zog die Zügel etwas an.

„Sieh Vater, was kommt dort über die Prairie, dort von den Bergen her? Wart nur, jetzt ist es in der Tiefe, — gleich wird es wieder heraufkommen, — Jetzt, siehst Du es?“

„Es ist ein einzelner Reiter, es wird doch wohl kein Indianer sein? Aber so nahe bei der Stadt, das wäre doch zu frech,“ sagte der alte Herr und hielt das Pferd an.

„Ein Indianer? das mag Gott verhüten! Laß uns lieber umwenden, er kann Martha nicht einholen,“ sagte Beatrice halb erschrocken.

„Sei nur ruhig Kind, ich habe vier Pistolen im Wagen, und ein einzelner Indianer wagt sich nicht heran. Es ist aber ein Weißer, jetzt sehe ich es deutlich, er hat ja einen Hut auf. Wozu mag der wohl in so tollen Sprüngen über die Prairie fliegen? Das geht ja, als ob er um das Leben rennte.“

„Er ist hinter Etwas, ich sehe es ganz deutlich, es ist ein weißes Thier, dem er nachsetzt.“

„Wahrhaftig, ein weißer Wolf, und das ein tüchtiger Kerl, wie er auskratzt! Er kommt gerade auf uns zu," sagte der alte Almonte und legte sich weit aus dem Wagen heraus, um die Jagd mit anzusehen.

„Der Bursche hat noch viel Vorsprung, doch der Rappe hat edles Blut; sieh nur, Beatrice, wie er die Anhöhe heruntersaust! Hier kommt der Wolf aber schon über den nächsten Rücken. O weh! — er rennt nach dem Wassergraben hin, — er ist schon hinunter, da soll der Rappe wohl zurückbleiben; — doch — will er's wirklich thun? — Er bricht den Hals — jetzt — bei dem heiligen Antonio, er ist drüber! — Gaul oder Reiter, wer ist der Beste von Euch!"

Der gehetzte Wolf kam jetzt, Zähne fletschend sich nach seinem Verfolger umsehend, über die ebene Prairie geflüchtet, bemerkte aber den Wagen und bog etwa hundert Schritt seitwärts bei ihm vorüber, noch immer in ungeheuren Bogensätzen das Weite suchend, und in einiger Entfernung hinter ihm der Reiter mit hochgeschwungenem Lasso und verhängtem Zügel.

Schaumbedeckt und mit offnen rothen Nüstern schnaubte der Rappe vorüber, Sprung auf Sprung die Entfernung zwischen sich und dem Wolf verkürzend, während das helle Jagdgeschrei seines blondgelockten Reiters zu dem Wagen herüberscholl.

„Ihr Heiligen, es ist unser Retter vom Brazos!"

schrie Beatrice plötzlich und ließ, sich aus dem Wagen in die Höhe richtend, ihr weißes Taschentuch hoch in der Luft wehen. „Wende um, Vater, er sieht uns nicht, laß uns ihm nach!"

„Sollte er es wirklich sein, Kind, irrst Du Dich nicht?"

„Nein, er war's, ich hätte ihn unter Tausenden wieder erkannt, ich sah deutlich die rothe Narbe auf seiner Stirn, denn der Wind hatte den Rand seines Hutes zurückgeschlagen, und die Sonne fiel auf sein Gesicht. Komm, laß uns umwenden."

„Liebes Mädchen, das kann Nichts helfen, wir können ihm ja nicht folgen, sieh nur wo er schon ist, der Wolf kann leicht noch ein Paar Meilen laufen, ehe er eingeholt wird; denn er ist noch gut auf den Füßen. Aber ich finde unsern Retter sicher aus, denn er kommt gewiß nach der Stadt, wo wollte er sonst hin? Und bleibt er bei einem der wenigen Ansiedler in der Gegend, so soll ihn Antonio schon ausspüren. Ich muß ihn jedenfalls wiedersehen, um ihm zu zeigen, daß er einem Edelmann und einem braven Herzen gedient hat."

Martha wurde nun wieder mit dem Kopfe nach der Stadt zurückgewandt, der alte Herr that jetzt Beatrice den Willen und ließ die Stute austraben, daß die Steine Funken sprühten, und der leichte Wagen mitunter springend über die Gräben flog.

Der Vorfall vom Abend vorher in dem Spielhause,

sowie mehrere eingegangene Nachrichten über Verwüstungen, welche die Indianer unter den einsamen Ansiedlern an dem Cibolo, der Guadelupe und dem St. Marxfluß angerichtet hatten, wie überhaupt das unter der besseren Bevölkerung von San Antonio täglich fühlbarer werdende Bedürfniß nach Sicherheit der Person und des Eigenthums hatten an diesem Tage dieselbe bestimmt, zusammen zu kommen, um über Mittel und Wege zu berathen, auf welche Weise man dies am besten erreichen könne.

Die Versammlung fand in der Alamo statt und bestand nur aus eingewanderten Texanern, da sich die Mexicaner von ihnen selbst, sowie auch überhaupt von allen öffentlichen Angelegenheiten fern hielten.

Auch der junge Gordon hatte sich eingefunden; denn auf sein Urtheil wurde viel Werth gelegt, und die guten Bürger der Stadt und der nahen Umgegend, welche den bei Weitem kleineren Theil der Einwohnerschaft ausmachten, fanden in seinem Einfluß, seiner Ritterlichkeit, Entschlossenheit und Willenskraft eine mächtige Stütze. Wenn man auch gegen seinen Vater allgemein entschieden entgegengesetzte Gefühle hegte, so that dies der guten Meinung, die man von dem jungen Gordon hatte, keinen Abbruch, und die Besseren hielten es mit ihm, während die Schlechten in ihm wenigstens den Fahnenträger von San Jacinto fürchteten.

Der Auftritt mit dem Spieler wurde besprochen und gemißbilligt, doch wurde bewiesen, daß Sullen, der mittlerweile gestorben war, zuerst mit Waffen gedroht hatte, dann konnte man auch zur Zeit Walker's nicht entbehren, da man in ihm und seiner desperaten Bande einen Schutz gegen die Wilden sah, und endlich konnte man ihm mit dem besten Willen Nichts anhaben, da er sich an der Spitze der bei Weitem mächtigeren Partei befand.

Gesetze bestanden zwar gegen solchen Todtschlag, doch was halfen sie, wenn man nicht die Macht hatte, sie anzuwenden?

Man begnügte sich daher mit dem Beschlusse, zusammen zu halten und nach besten Kräften dem Gesetz Schutz zu verschaffen, und ging dann zu der Berathung der Angelegenheiten mit den Indianern über.

Diese waren gemeinschaftliche Feinde, und man fand wenig Schwierigkeiten, um sich in den Ansichten und Rathschlägen zu vereinigen. Es wurde beschlossen, die Häuptlinge der verschiedenen Stämme der Comanches Indianer, als die mächtigste und gefährlichste Nation der benachbarten Wilden, zu einem Friedensschluß nach San Antonio einzuladen und mit ihnen über eine Grenze übereinzukommen, welche weder sie, noch die Weißen überschreiten dürften. Den Indianern sollte natürlich dieser Vertrag als für ewige Zeiten

geltend angetragen werden, während die Weißen nur Zeit gewinnen wollten, um ihre Kräfte zu stärken, da sie sehr wohl in diesem Augenblicke fühlten, daß sie gegen die Wilden in großem Nachtheil standen.

Das Unrecht und der absichtliche Betrug, der schon von vorn herein in dem beabsichtigten Vertrag lag, wurde von den Texanern, und zwar auch von den bessern Bürgern, nicht als solcher angesehen, denn es fiel Keinem ein zu berücksichtigen, daß das Land wirklich den Indianern gehöre, es sah und fühlte Keiner ein Unrecht darin, die Wilden zu betrügen, und mit dem Worte „Indianer" war jede Gerechtsame, jeder Anspruch auf die Rechte eines Menschen beseitigt.

Es wurde also beschlossen, die Comanches-Häuptlinge nach San Antonio einzuladen, um ihnen die Versicherung zu geben, daß die Weißen es ehrlich und aufrichtig mit ihnen meinten und es herzlich wünschten, fortan in Frieden und Freundschaft mit ihnen zu leben.

Die gerade statthabende Anwesenheit eines Stammes der befreundeten und halb civilisirten Delaware-Indianer, die ganz nahe bei der Stadt ihr Lager aufgeschlagen hatten, um Tausch mit den Einwohnern derselben zu treiben, bot eine Gelegenheit, den Comanches diese Botschaft zu übermitteln. Der Häuptling derselben wurde für diese Mission gewonnen, und obgleich er an Ausführbarkeit des Vertrages sehr zwei-

fehle, so übernahm er es doch, wenigstens sein Bestes zu thun, um die Stämme von ihrem Interesse, welches in diesem Friedensschlusse für sie liegen sollte, zu überzeugen.

Das ganze Unternehmen ging von dem jungen Gordon aus; er hatte es vorgeschlagen, weil er darin ein Mittel sah, die äußersten Ansiedler zu schützen, auch weil es ihm Unrecht schien, die Indianer ohne Weiteres mit den Waffen in der Faust aus ihrem Lande fortzujagen und wie wildes Vieh zu hetzen.

Die Delawaren erhielten auf Abschlag einige Geschenke an Tabak, Pulver und Blei (denn sie waren schon mit Feuerwaffen versehen), Perlen, wollenen Decken und dergleichen mehr, und nach Ausführung des Auftrags sollten sie dann Mehreres dafür empfangen.

Noch am selben Abend brachen sie ihr Lager ab und zogen, einer hinter dem andern, auf dem alten Pintas trail (Indianerpfad), der wohl schon seit Jahrhunderten die Verbindung zwischen dem Norden und dem Süden dieses Landes gebildet hatte, den Bergen zu.

Henry Gordon und einige seiner Freunde gaben dem Häuptling mehrere Meilen weit das Geleit, und der Mond stand schon ziemlich hoch am Himmel, als Ersterer nach San Antonio zurückkehrte, seinen schäumenden Rappen dem Negerjungen gab und ihm bei Todesstrafe anbefahl, ihn nach Vorschrift zu behandeln.

Das treue schöne Thier war mit seinem Herzen verwachsen, und stets pflegte er es nach einem scharfen Ritt selbst, aber heute zog eine mächtigere Hand ihn von dem Liebling fort, und kaum nahm er sich die Zeit, den Staub von seinen Kleidern zu schütteln, so wie die Locken seines Kopfes zu ordnen, ehe er forteilte, um bald an demselben Platze die Mauer zu übersteigen, von der er in der Nacht vorher in den Park gesprungen war.

Er stand abermals innerhalb dieser steinernen Umgebung unter dem duftenden Jasmin und lauschte nach den süßen Tönen, die ihm noch immer so lieblich im Herzen widerhallten, aber Alles war stumm und still, nur das ununterbrochene Schwirren, Summen und Zirpen der Insectenwelt füllte die Luft, und ein Whip-poor-will (der virginische Windfänger) rief seinen Namen klagend aus der dichten Krone einer uralten Lebenseiche.

Die Nacht war zauberisch schön, Millionen von Leuchtkäfern und Glühwürmern schossen mit ungewöhnlichem Glanz ihre Blitze durch den dunklen Schatten des Parks, und die Riesenblumen der Magnolien hatten ihren Paradiesesduft zur Erde gesenkt.

Gordon trat leisen Schrittes vorwärts nach der dichten Baumgruppe, die ihn in vergangener Nacht verborgen, und hatte den ersten Stamm und das ihn

umgebende Dunkel kaum erreicht, als der volle Accord der wohlbekannten Mandoline seine Schritte hemmte.

Wogender und mächtiger strömten die Melodieen zu ihm herüber, bis dieselbe liebliche Stimme, die sie gestern begleitet hatte, wieder ertönte und mit ihnen bald schmachtend und klagend, bald gewaltig durch den Park fluthete.

Gordon erreichte lautlos den nächsten Stamm und den folgenden und schlich weiter, und immer näher der Sängerin, bis er plötzlich, nur noch wenige Schritte von ihr entfernt, ihre weiße Gestalt unter dem Baum erblickte, von welchem aus er in der letzten Nacht ihrem Lied gelauscht hatte.

Er stand hinter ihr, und der Stamm verbarg ihren Kopf vor seinen Blicken. Leise sank er in das Gras, glitt lautlos vorüber und erreichte eine Platane, von wo aus er in kurzer Entfernung einen freien Blick nach der Unbekannten hatte.

Jetzt zog der Mond wieder über das Dach des Hauses und senkte sein Licht an der Magnolie herab, an der die Sängerin saß, bis sein heller Glanz ihren Kopf umgab, und Gordon Beatrice, die Mexicanerin von jener stürmischen Nacht im Brazos-Walde, erkannte.

Ihr Lied verstummte, die letzten Accorde der Saiten rauschten nach, und die Mandoline sank in ihren Schooß; sie strich ihre schweren Locken zurück und erhob

ihre großen Augen nach dem Mond, dann stand sie auf und war im Begriff, den hellen Platz zu verlassen, als sie ihren Namen nennen hörte und sich überrascht und halb erschrocken umsah.

„Theures Mädchen, erschrecken Sie nicht, es ist ein Freund, der die Dreistigkeit gehabt hat, Sie zu belauschen, und der jetzt deshalb um ihre Verzeihung bittet,“ sagte Gordon und trat aus dem Schatten hervor zu Beatrice hin.

„Herr Gordon! ist es möglich?“ rief sie, ihm die Hand entgegenhaltend; „ich habe während des ganzen Tages an Sie gedacht und auch so eben noch, ehe Sie zu mir sprachen. Unendlich wird sich der Vater freuen! Wissen Sie wohl, daß wir Sie heute früh gesehen haben? Sie sind ganz nahe an uns vorbeigesaust auf Ihrem wunderschönen Pferde. Kommen Sie, kommen Sie herein zu Vater, er wünscht sehr, Sie wiederzusehen. Ach, wir sind so tief in Ihrer Schuld!“

„Die können Sie gleich abtragen, Fräulein, singen Sie mir noch eins Ihrer Zauberlieder, ehe wir hineingehen, und ich quittire Ihnen meine kleine Rechnung.“

„O, wenn Ihnen das Freude macht, tausendmal gern will ich es thun, aber es ist so hell hier, der Mond ist so unbescheiden.“

Gordon hatte aber schon den Sessel erhoben und

trug ihn weiter zurück unter die dichten Bäume, Beatrice setzte sich nieder, und bald rauschten die Saiten, und ihr Lied klang süßer und wärmer als je zuvor.

Gordon stand stumm und wie angezaubert neben ihr an den Baum gelehnt und fand nur Worte, wenn ihre Stimme verhallte, um sie von Neuem um ein Lied zu bitten.

Die Minuten, die Stunden flohen, die Luft wehte Kühle durch den Blüthengarten, und weder Beatrice noch ihr Freund hatten bemerkt, wie spät es geworden war, als die Stimme des alten Almonte von der Terrasse her erscholl, und er seiner Tochter zurief, daß es Zeit werde, in das Haus zurückzukehren.

„Es wird zu kühl für Dich, liebe Beatrice," sagte er, „gern hörte ich Dir noch eine Stunde zu, ich meine, ich hätte Dich nie so schön und so lange singen hören, als heute, aber es könnte Dir schaden, es wird feucht im Garten."

„Gleich, lieber Vater, gleich komme ich," rief sie dem alten Herrn zu und zögerte die Gegenwart des lang ersehnten Freundes auszusprechen.

Ob sie in diesem Augenblick fühlte, daß sie wohl zu lange vor ihm gesungen habe, ob sie dachte, daß sie ihn hätte gleich zu ihrem Vater führen müssen, oder ob andere Ursachen sie in diesem Augenblick abhielten, seine

Anwesenheit zu verkünden? Kurz, sie schwieg, erlaubte Gordon, ihre Hand zu küssen, und drückte ihm die seinige, als er sagte:

„Bis morgen früh, theure Beatrice," und eilte dann zu ihrem Vater auf die Terrasse, von wo sie wiederholt ihr Taschentuch zum Munde führte und es in winkender Bewegung wieder sinken ließ.

„Komm, Kind, komm, Du bist so leicht gekleidet, es ist wirklich kühl; ich habe schon vor einer halben Stunde die Aermel meines Ueberwurfs bis unten zugeknöpft, laß uns hineingehen."

„Aber, lieber Vater, kühl? Ich wette, der Thermometer zeigt noch einige zwanzig Grad Wärme, und hier Oben kann uns keine Feuchtigkeit treffen. Es ist so schön hier, und die Magnolien und Orangenblüthen duften so herrlich."

„Zu stark, liebe Beatrice, es ist nicht gut, so lange in diesem Duft zu weilen, er wird Dir Kopfweh machen. Komm, Herzenskind, komm herein," und hiermit schlang der alte Herr seinen Arm in den seiner Tochter, nahm ihr die Mandoline ab und wandte sich nach dem Eingang des Hauses. Doch nicht eher folgte Beatrice, als bis sie nochmals ihr Schnupftuch hatte auf und nieder wehen lassen.

„Daß es Dir draußen nicht zu kühl vorkam, glaube ich recht gern, Du siehst ja so frisch aus, wie ich Dich

lange nicht gesehen. O süße Zeit der Jugend, in der uns das Leben nur seine schöne Seite zeigt!" sagte der alte Herr, als er mit seiner Tochter in den großen Saal trat.

„Willst Du nicht etwas Obst essen, lieber Vater, oder soll ich Dir ein wenig Fruchtcrême geben, oder trinkst Du nur Milch und ißt ein Stückchen Tortilla? Blanca hat sie sehr gut gemacht."

„Es ist zu spät dazu, gieb mir ein Glas Milch, mein Mädchen, aber lasse Dich nicht abhalten zu essen; der Jugend schmeckt es zu jeder Zeit."

Beatrice trat zu dem Tische, auf welchem Früchte und leichte kalte Speisen standen, füllte den silbernen Becher ihres Vaters mit Milch und trug ihn nach dem Fenster, vor dem sich derselbe in einen großen Armstuhl niedergelassen hatte.

„Ich danke Dir, mein Kind, nun besorge Dich aber auch selbst. Es ist mir den ganzen Tag über im Kopf herumgegangen, ob Du Dich auch heute Morgen nicht getäuscht hast, und ob der so brave Reiter auf dem noch braveren Pferde wohl unser Freund Gordon gewesen ist. Ich habe noch meine Zweifel darüber. Morgen werde ich deshalb in die Stadt gehen, heute konnte ich es nicht; die Fremden hatten wieder Gott weiß was für eine Versammlung, und am Ende solcher Zusammenkünfte giebt es so viele erhitzte Köpfe, daß es besser ist,

wir unglücklichen Abkömmlinge der Spanier und der Montezuma's bleiben von ihnen weg. O Du armes, einst so glückliches Land, wo ist Deine Ruhe, Dein Frieden hin? Alles wechselt im Leben; wie der Tag und die Nacht sich ablösen, wie die Körper des lebenden Geschöpfes, der Pflanze, des Steins im ewigen Entstehen und Vergehen fortleben, wie kein Gedanke bleibt, so muß auch Glück und Unglück sich jagen, damit der Mensch niemals sicher werde, denn er könnte sich selbst an das Unglück gewöhnen und sogar darin sich glücklich fühlen. Und doch kann ich mich noch nicht von dieser Heimath trennen, so sehr auch die Fremden sie mir verleiden; denn hier habe ich all' meine glücklichen Tage verbracht, und an jeden Baum knüpft sich eine Erinnerung. Dort unter denselben Magnolien, unter denen soeben Dein Lied ertönte, habe ich oft beseligt der Stimme Deiner guten Mutter gelauscht; drüben unter den Orangen habe ich Dir das Gehen gelehrt und unten im Hof Deinen Bruder zuerst auf ein Roß gehoben! Darum kann ich mich nicht entschließen, diesen Ort zu verlassen, so viel schöner es auch drüben an den Gebirgen sein mag."

„Der Himmel wird ja geben, daß es anders wird!" antwortete Beatrice ihrem Vater, indem sie die weinrothen, durchsichtigen Körner eines Granatapfels in eine Schale fallen ließ und Zucker darüber streute; „die

Amerikaner werden bald einsehen, daß sie in der bisher von ihnen gewählten Art und Weise nicht bestehen können. Es kommen schon viele andere anständige Menschen hierher, und das muß doch günstig wirken."

„Das ist wahr, aber Gott weiß, woran es liegt, wir passen einmal nicht zusammen; Amerikaner und Mexicaner können nicht mit einander leben," sagte der Alte und stellte den Milchbecher auf ein Tischchen, dessen Oberfläche von getriebenem Silber war.

„Du weißt, es sind auch brave Leute unter diesen Fremden," bemerkte Beatrice, sich über die Schale beugend, damit die Lockenfülle ihr Gesicht verbarg und die Wangen, welche plötzlich, wie sie wohl fühlte, mit Karmin übergossen waren.

„Ei ja wohl, und zwar sehr ehrenwerthe Ausnahmen! Glaube nicht, Herzenskind, daß ich jenen Abend vergessen werde. Du denkst an Gordon; wenn er nur der Reiter heute früh gewesen ist. Ich muß gestehen, es würde mir eine große Beruhigung sein, wenn er hier in der Stadt lebte."

„Nein, nein, ich habe mich nicht geirrt, Vater, Du wirst es sehen," antwortete Beatrice nach ihm aufblickend.

„Welch' frische Farbe Du heut Abend hast, mein Mädchen, wie ich mich freue, daß Du so wohl aussiehst," sagte ihr Vater mit glücklicher Sorglosigkeit

und nicht bemerkend, daß das Blut ihr bis unter die schwarzen Haare schoß; „doch wir wollen uns zur Ruhe begeben, es wird spät,“ sagte er dann und stand auf.

Der alte treue Diener Antonio trat mit einem Licht in der Hand in das Zimmer, Almonte schloß seine Tochter zärtlich in die Arme und sagte, indem er sie küßte: „Nun gute Nacht, mein Alles, und damit Du morgen ebenso frisch bist, als heute, so lege Dich bald nieder, um gut auszuruhen.“

Dann folgte er dem Diener, und Beatrice, die nur auf diesen Augenblick gewartet zu haben schien, ergriff den Armleuchter und schritt mit solcher Eile durch den gegenüberstehenden Eingang aus dem Salon, daß die Zugluft eines der Lichter auslöschte. Auf ihrem Zimmer angekommen, stellte sie den Leuchter auf die Marmorplatte des Toilettentisches und glitt, leise die Glasthür öffnend, auf den kleinen Balkon in das noch immer hellglänzende Licht des Mondes hinaus. Kaum hatte sie ihren Arm über das Geländer gelegt, als aus dem Schatten der Bäume Gordon hervortrat, und Beatrice, mit dem Schnupftuch nach ihm hinwinkend, die Magnolie aus ihrem Haar hervornahm und sie über die Terrasse hinunterwarf. Noch einmal wehte das Tuch in ihrer Hand, und dann verschwand sie Gordon's Blicken.

Wie lange dieser noch nach ihrem Fenster hinaufge-

sehen, wissen wir nicht, die Sonne stand aber schon hoch am Himmel, als er am andern Morgen zum Frühstück kam.

Auch bei Almonte's war es spät geworden, denn der alte Herr pflegte stets auf seine Tochter zu warten, und diese hatte heute lange geschlafen.

„Du hast gewiß wieder gelesen, ehe Du die Ruhe suchtest," sagte er zu seinem Liebling; „denn Du siehst nicht so frisch aus wie gestern Abend."

„Du weißt ja, lieber Vater, ich bin zwar bleich, aber dennoch gesund; wir Spanierinnen sind die Lilien unter den Blumen, und man sagt, blaß mache interessant."

„Ganz recht, Deine Mutter hatte auch nie Farbe und galt, als ich sie in Madrid kennen lernte, doch für eine gefeierte Schönheit. Dennoch thut es mir immer wohl, wenn ich Dich mit rothen Wangen sehe, weil sie mehr die Gesundheit zur Schau tragen. Nach dem Frühstück will ich mich in der Stadt erkundigen, ob man Gordon gesehen hat, oder ich werde durch Freund Lantero erfahren, ob derselbe sich vielleicht in der Nachbarschaft aufhält. Du weißt, die Landleute kaufen ihre Bedürfnisse bei ihm, und da kann er es am Ersten wissen."

Beatrice rührte statt einer Antwort verlegen in ihrer

Tasse, und kaum war der alte Herr hinweggegangen, um sich zum Ausgehen anzukleiden, als sie gleichfalls nach ihrem Zimmer eilte.

Bald erschien sie wieder in dem Salon, doch nicht wie gewöhnlich in schwarzer Seide, sondern in Weiß, und trug, was sonst immer Abends erst zu geschehen pflegte, eine Magnolie in ihren Locken. Auch blitzte ein großer Solitair in dem Perlenband um ihren schneeigen Nacken und ein gleicher auf ihrer Hand, ein Schmuck, den sie gewöhnlich nur hervorsuchte, wenn Gäste erwartet wurden.

Sie ging mit Flora, ihrer dunkelfarbigen Mexicanischen Dienerin, nach dem Garten, füllte den Korb, den diese ihr nachtrug, mit prachtvollen Blüthen und hatte schon alle Vasen des Salons und die in den daranstoßenden Gemächern damit geschmückt, als der alte Herr im weißen Leinenanzug hereintrat und mit Erstaunen auf seine Tochter und die Blumen blickte.

„Nun," fragte er lächelnd, „es ist doch heute keine Hochzeit und kein Fest?" und indem er einen Kuß auf des Mädchens Stirn drückte, fuhr er fort: „Du hast doch meinen Scherz nicht als einen Vorwurf angesehen? Du gefällst mir immer, blaß oder roth, geputzt oder im Hauskleid, meine Beatrice. Sieh nur, wie Deine Wangen jetzt wieder so lieblich glühen."

Der Alte setzte nun den großrandigen Strohhut auf und verließ das Zimmer mit den Worten:

„Sollte ich Gordon in der Stadt finden, so muß er mit zu Tische kommen, sage es Josefa, damit sie sich darnach einrichte.“

Er wandelte durch den Park nach der kleinen Gitterthür, wozu er den Schlüssel bei sich trug, während fast zu gleicher Zeit an dem großen Einfahrtsthor die Schelle gezogen wurde.

Kaum hatte der Ton derselben Beatrice's Ohr erreicht, als sie zum Fenster sprang und Gordon bemerkte, der jetzt über den Hof nach dem Hause schritt.

Wenige Augenblicke später öffnete sich die Thür des Salons und — Beatrice wurde von den Armen Gordon's umschlungen.

Schon am Abend zuvor hatten sie den Gefühlen der Liebe Raum gegeben, die in Beider Herzen durch ihr erstes Zusammentreffen erzeugt war, und die sie Beide bis zu diesem Augenblick mit zarter Sorgfalt, ja mit wachsender Leidenschaft genährt hatten.

Die Kraft und Selbstständigkeit, die dem Spanischen Weibe eigen ist, besaß Beatrice im vollsten Maaße, ohne der Zartheit ihres Gefühles, der milden Hingebung ihres Geschlechtes zu nahe zu treten. Deshalb bedurfte es auch nur dieses Wiederfindens, um ihren

Wünschen Worte zu geben, um ihr gegenseitiges Glück zu schaffen.

Der Morgen schwand den Liebenden rasch und unbemerkt; sie standen am offenen Fenster, am dunkelblauen Himmel war kein Wölkchen, um der Sonne Strahlen aufzuhalten, und deren Gluth zitterte durch den Park vor ihnen. Der Duft seiner Blüthen umwehte sie und strömte in den kühlen Saal, in dem sie, ein glückselig liebendes Paar, standen. Beatrice schmiegte sich an den Geliebten, ihre wonnestrahlenden Augen blickten durch die dunkeln Wimpern zu ihm auf, und die Glücklichen fühlten, wie ihr beider Dasein fest in eins zusammengeschlossen war.

Da kam eiligen Trittes der alte Almonte durch den Park geschritten, und einige Minuten nachher begrüßte er freudig den jungen Freund.

„Gottlob, daß mir das Glück wird, Sie wiederzusehen; meine Schuld hat mir schwer auf dem Herzen gelegen, und oft zweifelte ich, ob mir je Gelegenheit werden würde, Ihnen noch einmal meinen Dank aussprechen zu können für die wunderbare Rettung durch Sie, theurer Freund. Warum aber haben Sie uns nicht gleich aufgesucht, als Sie nach San Antonio kamen?“ rief er sehr bewegt und schüttelte Gordon die Hände.

Wie durch die Freude des Wiedersehens verjüngt,

führte der alte Herr die Unterhaltung beinahe allein, bis die Zeit zum Mittagsessen erschien, wo sich dann Gordon trotz der dringenden Bitte des Alten, bei ihm zu bleiben, verabschiedete, da er es einem Freunde zugesagt hatte, bei ihm zu speisen; doch hinterließ er das Versprechen, den Abend bei Almonte zuzubringen.

„Ei, wie habe ich mich doch so herzlich gefreut, diesen herrlichen jungen Mann wiederzusehen,“ sagte Herr Almonte zu seiner Tochter, indem er sich in den bequemen Lehnstuhl setzte; „wenn er nur bei uns bleibt, damit ich Gelegenheit habe, ihm nützlich zu werden. Er ist wirklich ein ausgezeichneter Mensch und steht in der Stadt in großem Ansehen. Ich habe mich bei Lantero nach ihm erkundigt, der nicht genug von ihm zu rühmen weiß. Er hatte sich in Louisiana, wo er geboren ist, zum Advokaten ausgebildet, als sein Vater hierher nach Texas zog, was auch ihn bestimmte, in dies Land zu kommen. Bei San Jacinto soll er sich ausgezeichnet haben, und jetzt lebt er hier bei seinem Vater, von dem man leider nicht so gut spricht, als von dem Sohne. Doch was kann ein Kind für das Unrecht seiner Eltern. Unbegreiflich, daß ich nicht schon früher von ihm hörte, denn er ist schon seit längerer Zeit in der Stadt; man kommt so selten unter die Menschen, daß es kein Wunder ist, wenn man nicht weiß, was unter ihnen vorgeht.“

Beatrice hatte sich jetzt ihrem Vater genähert, legte ihren Arm um seinen Nacken und sagte, ihn auf die Stirn küssend:

„Bester Vater, ich habe Dir etwas mitzutheilen."

Der Ton, mit dem sie diese Worte sprach, überraschte den alten Herrn, und mit einer schnellen Bewegung nach ihr aufblickend, sagte er:

„Du siehst ja ordentlich ernsthaft aus, mein Mädchen, was hast Du mir denn so Wichtiges mitzutheilen?"

Beatrice setzte ihn nun von Allem in Kenntniß, was sich zwischen ihr und Gordon zugetragen, und endete mit den leise geflüsterten Worten: „Mein theurer Vater!" während dieser sie schweigend an sein Herz zog.

Beider Augen waren feucht geworden, und auf Beider Mienen lag der Ausdruck jenes überwältigenden Glücks, welches statt der Worte nur durch Thränen redet.

Nach einer Weile brach der alte Herr das selige Schweigen und sagte mit weicher Stimme:

„Es war ein leiser Wunsch von mir, der in Erfüllung gegangen ist; Gott ist mir gnädig gewesen und läßt noch ein Mal das Glück in meine Mauern einziehen. Der Allmächtige gebe seinen Segen dazu! Gordon ist ein biederer junger Mann und wird Deiner Liebe werth sein. Soll ich denn wirklich das Glück

noch erleben, Dich von einem braven Manne beschützt zu sehen?"

Die Sonne war gesunken, und das Düster des Abends hatte sich schon über den Park gelagert, als der alte Almonte neben seiner Tochter unter den dichten Bäumen saß und verlangend mit ihr der Ankunft Gordon's harrte.

Die große schneeweiße Windhündin, die bis jetzt vor ihm im Grase gelegen hatte, sprang mit den Vorderfüßen auf seinen Schooß und drängte sich mit ihrem langen dünnen Kopf zwischen ihn und Beatrice, als beneide sie dieselbe um die Liebkosungen ihres Herrn.

„Schon gut, schon gut, Bianca," sagte Almonte, indem er das Thier von sich schob und ihm den glatten Hals klopfte, „du bekommst bald einen jungen Herrn, dem du lieber folgen wirst, wenn er auf seinem Rappen über die Prairie saust, als mir, wenn ich langsam im Wagen auf der Landstraße hintrabe."

Jetzt sprang Bianca bellend nach dem Hause hin, und Gordon trat aus dessen Eingang in den Park.

Es bedurfte der Worte nur wenige, um das für alle Drei so wichtige Ereigniß zu besprechen. Mit freudig zitternder Stimme gab der Vater seinen Segen und legte die Hand seiner Tochter in die des jungen Mannes; eine Scene des höchsten, unbeschreiblichsten Glückes

folgte, und es dauerte lange, ehe sie die Sprache wiederfanden.

Dann wurden die Erlebnisse seit jener Schreckensnacht am Brazos gegenseitig ausgetauscht, und von da wandte sich die Unterhaltung auf frühere Zeiten.

„Sie haben auch die Schlacht bei San Jacinto mitgemacht?“ fragte Almonte.

„Ja wohl, ich war dabei,“ erwiederte Gordon; „ich habe unsere Farben damals auf dem Walle des Feindes aufgepflanzt; man nannte mich den Fahnenträger.“

„Ist es möglich?“ rief der alte Herr aufspringend; „waren Sie es, der an jenem Tage einen unserer jungen Officiere beschützte, als er tödtlich getroffen niedergesunken war?“

„Ich that es; er fiel als Held, und ich konnte es nicht mit ansehen, daß er sterbend noch von Unmenschen mißhandelt worden wäre.“

„Er war mein Sohn, mein armer José, der Bruder Ihrer Beatrice!“ rief Almonte und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Den Hergang dieses für den Vater und die Schwester so traurigen Ereignisses, welches Beiden so unsäglich viel Thränen gekostet hatte, mußte Gordon ihnen nun erzählen, und mit feuchten Augen dankten sie ihm

für die Barmherzigkeit, die er dem sterbenden Theuern hatte angedeihen lassen.

Die Zeit des Abendessens kam herbei und rief in den Speisesaal, der in vielen Jahren nicht in solchem Festschmuck geprangt hatte, als heute. Auf dem mit schwerem Silbergeschirr beladenen Tische, sowie an den spiegelglatten weißen Wänden glänzten zahlreiche Lichter aus den wundervollsten Blumen hervor, deren Duft sich mit dem durch die offenen Fenster hereinströmenden vereinigte und mit dem würzigen Geruch der in großen silbernen Körben auf den Tischen aufgethürmten herrlichsten Südfrüchte die Luft des Salons mit einem köstlichen Aroma erfüllte.

Weiß gekleidete Diener umgaben die Tafel, theils um die kühlenden Speisen umherzureichen, theils um mit langen, aus dem Gefieder von Pfauen und anderen buntglänzenden Vögeln verfertigten Federbüschen den Speisenden Kühlung zuzufächeln.

Der alte Herr, als berücksichtige er, daß der Liebe Glück arm an Worten sei, führte die Unterhaltung größtentheils allein, während seine Blicke mit der innigsten Freude auf dem seligen Paar ruhten, und der Kinder Aufmerksamkeiten gegen einander die Zeiten in seine Erinnerung zurückriefen, in denen sein eignes Herz in solcher Wonne, solcher Seligkeit geschwelgt hatte.

Unendliches Glück schien nun in diesem Hause eingekehrt zu sein, und der alte Herr sich verjüngend gab sich von Neuem Lebensfreuden hin, denen er lange schon Lebewohl gesagt hatte. Seine Tafel war wieder für viele Freunde gedeckt, der Park Nachts wieder erleuchtet, von fröhlichem Lachen und Scherzen belebt, und das Haus Almonte wurde zum Platz aussöhnender Vermittelung zwischen den Mexicanern und den jetzt herrschenden Fremden.

Die Zahl der edlen Pferde wurde vermehrt, und Abends, wenn die Sonne langsam ihre langen Strahlen von der Prairie zurückzog, und Gordon auf seinem Rappen neben Beatrice's milchweißem spanischem Hengst galloppirte, sah man den alten Herrn einen prachtvollen Goldbraunen an ihrer andern Seite mit solcher Gewandtheit und Aufmerksamkeit lenken, daß man von Weitem darüber zweifelhaft werden konnte, welcher der beiden Reiter der begünstigte Anbeter der schönen Spanierin sei?

Beatrice war, wie die meisten Damen in jenen Ländern, eine ausgezeichnete Reiterin und stellte oft in ihrem Uebermuth den alten Herrn auf die Probe, indem sie plötzlich ihrem Victor die Zügel schießen ließ und fort über die Prairie jagte, daß der Goldbraune kaum folgen konnte. So sehr die Unerschrockenheit seiner Tochter nun auch bei solchen Gelegenheiten Herrn

Almonte erfreute, so blieben doch niemals die Ermahnungen und Vorwürfe darüber aus, wenn sie zu Hause angelangt waren, denen jedoch stets bald mit einigen Küssen ein Ende gemacht wurde.

Bei den Gesellschaften in dem Hause Almonte's erschien auch oftmals der Vater Gordon's, der General, obgleich er ein Gast war, welchem, wie man zu urtheilen sich nicht erwehren konnte, die Ueberschreitung dieser Schwelle niemals erlaubt worden wäre, wenn er nicht der Vater des geliebten jungen Gordon war. So aber wurde er eingeladen und machte auch von diesen Einladungen Gebrauch. Sein Sohn bemühte sich bei solchen Gelegenheiten dafür Sorge zu tragen, daß der General ein Wenig mehr Aufmerksamkeit auf seine Toilette verwandte, ein Gegenstand, worüber dieser jedesmal ungehalten wurde, sich jedoch den Vorstellungen seines Sohnes fügte.

General Gordon hatte unweit der Stadt auf einem vorzüglichen Stück Land, welches ihm der alte Almonte zum Geschenk gemacht hatte, eine Farm angelegt, auf der er seine Neger beschäftigte und den größten Theil des Tages verbrachte, während er sich Nächte hindurch in den Spiel- und Trinkhäusern der Stadt umhertrieb.

Auf jener Farm war er stets von Charakteren umgeben, auf welche die bessere Bevölkerung von San Antonio mit Schrecken und Abscheu blickte. Ein bei-

nahe ständiger Gast war Palmer, der dort ein für alle Mal seinen Wohnsitz aufgeschlagen zu haben schien.

„Nun, habt Ihr mit dem alten verdammten Spanier wegen dem Lande dort oben an der Salado gesprochen?“ sagte dieser eines Abends, unter der roh aufgeführten Veranda des Blockhauses auf einer alten wollenen Decke ausgestreckt liegend, die er mit Tabaksaft besudelte.

„Ja wohl,“ antwortete der General, der in gleicher Beschäftigung neben ihm lag; „der alte Spitzbube will mir jenes Land auch, wie dieses hier, umsonst geben. — Daß wir uns von solchen Gaunern dasselbe erbitten müssen, obgleich wir es mit unserm Blut erkauft haben, es ist um des Teufels zu werden!“

„Nun, wenn Euer feiner Herr Sohn die Tochter des alten Kerls geheirathet hat, dann braucht Ihr nicht viel mehr zu bitten, denn sie bekommt Land genug, um ein ganzes Königreich darauf anzulegen.“

„Bekommt! — Das ist ein böses Wort, und wenn sie nun einmal ohne Erben stürbe, wie sähe es dann aus, glaubt Ihr denn nicht, daß der alte Schurke für einen solchen Fall ein Testament zu Gunsten seiner Brut in Mexico machen würde? Dafür wird er wohl schon bei der Heirath sorgen.“

„Hm!“ knurrte Palmer, „da sieht es übel aus, doch

an Erben wird's wohl nicht fehlen, der Fahnenträger ist ein kräftiger Bursche."

„Trotzdem kann es schief gehen, und zu seinen eignen Gunsten selbst Etwas bei der Heirath zu thun, daran denkt der Junge nicht; er ist rein aus der Art geschlagen!"

„Wenn nun aber der alte Kerl zufällig vorher eines seligen Todes verbliche, dann wäre dem Schaden radikal vorgebeugt; das ungeheuere Vermögen würde ohne Bedingungen an seine Tochter und nach ihrem Ende an Euern Jungen fallen," antwortete Palmer, sich auf einem Ellenbogen erhebend und dem General forschend in die Augen sehend.

Auch bei diesem hatte der Gedanke Fuß gefaßt, auch er hatte sich auf den Arm gestützt und heftete seine stechenden Augen auf den Todesblick Palmer's, und so lagen die beiden Gesellen wortlos einander gegenüber, während Gedanken des Mißtrauens ihr Gehirn durchzogen, ehe sie beschlossen hatten, ihre weitere Meinung darüber auszusprechen.

„Eines seligen Todes verbliche, sagtet Ihr nicht so, Palmer?" hob nach langer Pause der General mit erzwungen gleichgültigem Ton an und zog die buschigen Brauen zusammen.

„So ungefähr," antwortete Palmer, wobei sich ein

ironisches Lächeln um seine Lippen zog, als ergötze er sich zu beobachten, wie der Funke beim General gezündet hatte.

Sie lagen wieder schweigend eine Weile, als scheue sich Jeder, seinen Gedanken Worte zu leihen. Dann sagte der General:

„Ja, wenn das der Himmel geben wollte, dann wäre geholfen; aber wie kommt Ihr darauf, an die Möglichkeit zu denken, daß der Alte sobald sterben sollte?“

„Ho, ho, alte Hyäne, Ihr seid ja heute ungewöhnlich langsam mit Euern Gedanken; eines alten Mexicaners plötzlichen Tod zu fassen, sind sie wohl noch zu sehr in Eurem Gewissen eingeengt? Kommt, faßt Euch einmal ein Herz, Ihr Lehrbuch der Tugend, in dem die Schrift mit Blut geschrieben steht, werft den Schafpelz von Euren Schultern, Ihr braucht nicht zu denken, daß ich vor Euch erschrecke, wenn ich Euer buntes, zottiges Fell zu sehen bekomme; erinnert Euch nur, daß ich Euere Krallen schon früher roth gesehen habe.“

„Ihr habt Recht, Palmer,“ sagte der General nach einer Pause zutraulich; „aber wie es ausführen, ohne Verdacht auf mich zu werfen? Denn mein eigner Sohn würde mich an einem Baum in die Höhe ziehen, wenn er es herausbekäme, daß ich bei Almonte's Tod die Hand im Spiel gehabt hätte.“

„Nichts leichter als dies," lachte der Gefährte „haben wir nicht der Indianer genug in der Gegend, die es auf sich nehmen können?"

„Bei Gott, Euer Kopf ist besser, als Euer ausgetrockneter Körper; das läßt sich hören. Der Alte hat mir versprochen, mit mir hinauf in die Berge nach der Salado zu reiten, um mir die Grenzbäume des Landes, welches er mir geben will, zu zeigen. Das wäre eine Gelegenheit."

„Kann nicht besser passen, nur müßten wir ihn allein haben, aber Euer Sohn wird mitreiten wollen."

„Der geht in wenigen Tagen nach Austin und nach Houston, um Landangelegenheiten für den Alten zu ordnen; das wäre eine passende Zeit."

„Gerade recht, wenn er fort ist, wollen wir den Ritt zusammen machen, nur darf dabei keine Feuerwaffe gebraucht werden, sonst bleibt es nicht auf den Comanches hängen."

„Wir nehmen den Lasso und das Scalpirmesser."

„Euer Gaul ist doch nicht beschlagen, General? Ihr wißt, daß Indianer noch keine Schmieden haben."

„Ei was, er hat noch nie in seinem Leben ein Eisen unter den Füßen gehabt."

„Nun, dann regt die Angelegenheit nicht eher an, als bis Euer Sohn fort ist, er möchte uns sonst einen Strich durch die Rechnung machen."

„Laßt mich nur sorgen, Palmer," sagte der General sich aufrichtend und die kleine Pfeife füllend, die er aus der Tasche gezogen hatte; „wenn der Junge hört, daß sein Herr Schwiegerpapa von den Comanches scalpirt ist, dann wird er auch nicht mehr so sehr für ihre Rechte streiten; wir schlagen zwei Fliegen auf Einmal. Hört zu, Palmer, die Sache wird wirklich interessant. Ich glaube fast, die Comanches senden ihre Häuptlinge herunter, wofür mein Sohn so sehr schwärmt, man könnte bei dieser Gelegenheit der Schlange sämmtliche Köpfe auf Einmal abreißen, und nebenbei werden die Kerls genug Gold an sich hängen haben. — Walker mit seinen Leuten ist gleich auf unserer Seite, und haben wir die rothen Fürsten erst einmal in der Alamo, so kommt keiner von ihnen lebendig wieder heraus."

„Der Gedanke ist nicht schlecht, doch darf er nicht laut werden, bis wir den alten Mexicanischen Maulwurf auf Rechnung der Indianer gebracht haben, dann wird sich das andere schon von selbst machen."

„Also schweigen, Palmer, versteht Ihr mich? Auch gegen Briand, ich kann den Kerl nicht leiden."

Bei Beatrice hatte die Bestimmung, daß ihr Geliebter für ihren Vater eine mehrwöchentliche Reise nach Austin und Houston machen sollte, Betrübniß erzeugt, doch fand sie sich leichter darein, weil dadurch

diesem eine Strapaze erspart wurde, die dem kräftigen jungen Gordon nur ein Spazierritt war.

Die Zeit der Trennung kam heran, und unter dem Versprechen, sobald als möglich zurückzukehren und auf der Reise in jeder Art vorsichtig zu sein, nahm Henry Gordon Abschied von Almonte und der geliebten Beatrice und lenkte den kräftigen Rappen nach den fernen Guadelupe=Bergen, noch lange die Grüße erwiedernd, die ihm seine Braut mit dem weißen Tuch von dem platten Dache des Hauses nachwinkte.

Das bunte rege Leben war sofort aus diesen Mauern gewichen, und Vater und Tochter verließen die nächste Umgebung jetzt nur selten. Spaziergänge in dem Garten, eine Fahrt im Cabriolet früh Morgens und zuweilen auch einmal bei Sonnenuntergang, oder ein Ritt um die Stadt war Alles, was sie unternahmen.

Da kam eines Morgens der General Gordon zu Almonte und erinnerte ihn an das Versprechen, ihm die Grenze des Landes an der Salado zu zeigen. Wenn auch in dieser Mahnung an ein freiwilliges Geschenk etwas Unzartes lag, so erregte es bei Almonte doch weniger Erstaunen, da er den General hinlänglich von seiner unangenehmen Seite kennen gelernt hatte. Auch war er der Vater des zukünftigen Lebensgefährten seiner Beatrice, und das deckte manchen Fehler zu.

„Ich werde mit Ihnen reiten und Ihnen die Grenzen zeigen, Herr General, sobald es Ihnen angenehm sein wird," sagte Almonte und führte ihn zu dem Credenztisch, auf welchem die Weinflaschen standen.

Der General nahm ein großes Stück Tabak aus dem Munde, warf es zum Fenster hinaus und hatte ein halbes Wasserglas voll Brandy in einem Zuge hinunter gestürzt, als er sich nach dem alten Herrn umwandte und sagte:

„Nun gut, so lassen Sie uns morgen frühzeitig hinreiten, ehe die Sonne so verdammt heiß wird, dann sind wir bequem zum Mittagessen wieder hier."

„Morgen? Ich habe meinen Burschen heute nach meinem Rancho an dem Leonbach gesandt, und er kommt erst morgen gegen Abend zurück," erwiederte Almonte ablehnend.

„O, das hat Nichts zu sagen, ich nehme einen Mann mit, der uns, wenn es nöthig sein sollte, die Pferde einen Augenblick hält. Es ist ja nur ein Ritt von einigen Meilen, dann ist die Sache abgemacht, und ich kann meine Tagediebe von Niggern in dem Baumfällen üben. Lassen Sie uns morgen früh reiten; um wie viel Uhr soll ich Sie abholen?"

„Nun in Gottes Namen, ich will um fünf Uhr zu Diensten sein," sagte Almonte, und der General entfernte sich gleich darauf mit der Bitte, es nicht später

werden zu lassen, da er bestimmt zu Mittag wieder in der Stadt sein müsse.

Es war kaum halb fünf am andern Morgen, als Gordon auf einem schweren braunen Hengst von der Stadt herunter ritt, von Palmer auf einem leichteren Fliegenschimmel begleitet. An den Knöpfen ihrer Sättel hingen von Leder geflochtene Lasso's, Dinge, welche in dortiger Gegend als dem Reiter unentbehrlich betrachtet werden.

„Wenn der alte Schurke nur nicht einen zu großen Hut auf hat, die Schlinge möchte daran hängen bleiben und nicht den Hals fassen," sagte der General zu seinem Begleiter.

„Hat Nichts zu sagen, den will ich ihm schon vom Kopfe bringen, ich lasse ihn mir zeigen, und sowie er ihn abnimmt, dann rasch den Strick ihm um den Hals."

„Es darf kein Fehlwurf geschehen, denn sonst geht's an Pulver und Blei, die Sache bleibt auf uns hängen, und wir möchten dann die Gegend hier sehr ungesund finden. Wenn der alte Fuchs sich nur nicht anders besonnen hat," sagte der General, seinen Braunen antreibend und von Palmer gefolgt im Trab dem Gitterthor von Almonte's Haus zureitend.

Das Pferd des alten Herrn stand aber schon gesattelt in dem Hofe, und bald, nachdem der General mit

seinen Gefährten vor demselben anlangte, erschien Almonte von Beatrice begleitet.

Der Alte hatte sein Pferd bestiegen und, sich in dem Sattel zurecht setzend, die Decken der Halftern gelüftet, um zu sehen, ob die Pistolen darin nicht fehlten, dann drückte er seiner Tochter, welche wiederholt mit unruhigen Blicken ihre Augen auf die beiden wartenden Reiter heftete, nochmals die Hand und ritt mit den Worten:

„Nun bis zu Mittag, mein Mädchen," zum Thore hinaus und eilte im raschen Paßgang auf der staubigen Straße hin.

„Ein schöner Morgen, Herr Almonte," begann der General die Unterhaltung, an des alten Herrn linker Seite reitend, während Palmer sein Pferd an dessen andere lenkte.

„Es ist sehr angenehm, meine Herren," antwortete dieser, seinem Pferd die Schenkel andrückend.

„Einen schönen Braunen reiten Sie da, Herr Almonte," sagte Palmer, sein Pferd dichter an dessen Seite bringend.

„O ja, ein recht braves Thier. Ich denke, wir reiten nicht viel länger, als ein und eine halbe Stunde, wenn wir die Pferde in diesem Gange halten," antwortete der Angeredete, und unter ähnlichen Reden eilten die drei Reiter rasch vor der Staubwolke hin, die um

die Hufe der Thiere aufstieg, wobei jedoch jeder Einzelne von ihnen seinen eignen Gedanken nachhing.

Es lag eine erquickende Kühle auf dem grünen mit Blumen bedeckten Flachlande. Allenthalben sah man Hirsche in größter Ruhe weiden, da die lästigen Peiniger des Tages, die Stechfliegen, noch mit nassen Flügeln in dem Gras an den Blumen hingen; nach allen Richtungen hin sah man die scheue Antilope in leichten lustigen Sprüngen davon eilen; die buntscheckigen Mexicanischen Geyer mit ihren goldenen Schnäbeln und Füßen hoben sich schwebend auf der frischen Morgenluft gegen den wolkenlosen Himmel; und die vielen bunten kleineren gefiederten Bewohner dieser Grasfluren sangen auf den einzelnen höheren Stauden ihr Morgenlied. Doch schon nach einer Stunde verstummten diese muntern Klänge; Hirsche und Antilopen suchten Schatten unter einzeln stehenden Ulmen und Mimosen, denn die Sonnenstrahlen wurden mit jedem Augenblick brennender.

Schärfer trieben die drei Reiter ihre Pferde an, um gleichfalls den Wald zu erreichen, der die Guadelupe-Berge bedeckte, und eilten schweigend dem ersehnten Laubdach zu.

„Schon tüchtig heiß,“ sagte der General, das Halstuch von seinem sehnigen Nacken ziehend und sich den Schweiß von dem Gesicht wischend.

„O wir sind gleich unter den Eichen, da können wir uns etwas verschnaufen," bemerkte Palmer, und wieder in Schweigen verfallend, zogen sie weiter, und die Thiere verdoppelten ihre Schritte, als verlangten auch sie nach dem Schatten, der vor ihnen sichtbar wurde.

Endlich hatten sie den Wald erreicht, der hier aus einzelnstehenden dunklen Eichen bestand, unter denen der Boden mit einer dichten frischen Grasdecke überzogen war.

Hier hielten die Reiter ihre Pferde an, legten die Zügel auf deren Rücken, und sich von Zeit zu Zeit aus dem Sattel hebend, athmeten sie die frische Luft, welche durch diesen Schatten zog, während die Thiere sich an dem jungen Grase erholten.

Der General hatte mit Kopfschütteln nach Palmer hingesehen und sagte dann zu Almonte:

„Nun haben wir ja nicht mehr weit?"

„O nein, es ist kaum noch eine halbe Meile bis zu dem ersten Grenzbaum, welcher die südöstliche Ecke des Landes bezeichnet. Es ist ein wunderschönes Stück, und ich hoffe, daß es Ihren vollen Beifall haben wird; ich mache mir eine Freude daraus, es Ihnen zu geben, und sollten Sie es nöthig haben, so steht Ihnen auch noch Grasland zur Verfügung, denn dieses Stück ist

ganz mit Holz bestanden. Ich besitze an der Nordseite desselben noch eine halbe League Prairie. Lassen Sie uns aber langsam hinreiten."

Herr Almonte ritt nun voran, und seine Begleiter, sich verstohlen zuwinkend, folgten ihm. Bald hatte er die besagte Eiche erreicht, welche an allen vier Seiten alte verwachsene Narben in der Rinde erkennen ließ.

„Herr General," sagte Almonte, sich zu diesem hinwendend, „dies ist der Eckbaum. Von hier lauft die östliche Linie Nord bei Ost, und Sie werden auf ihrer ganzen Länge die Bäume bis an den nächsten Eckbaum gezeichnet finden; denn der Feldmesser, der das Land ausgemessen hat, war ein sehr gewissenhafter Mann."

Der General hielt zur Linken des alten Herrn um eine halbe Pferdelänge zurück, während Palmer dicht an dessen rechte Seite geritten war. Ersterer hielt seinen Hengst mit der Linken in kurzem Zügel und hatte ihn durch leises Andrücken der Sporen angeregt, während er mit der rechten Hand den Lasso gefaßt hatte, der vor ihm um den Sattelknopf lag und mit dem Ende an demselben festgebunden war.

Abermals hatte er Palmer zugewinkt, und dieser, seine linke Hand nach Almonte hinstreckend, sagte: „Was haben Sie da für einen schönen Hut, Herr Almonte, darf ich ihn einmal sehen?"

„Es ist ein echter Manilla,“ sagte dieser, dem Wunsch entsprechend, indem er den Hut vom Kopfe nahm und ihn Palmer hinreichte.

In demselben Augenblick warf Gordon dem Greis die Schlinge des Lasso's um den Hals, stach beide Sporen in die Seiten seines Hengstes und sprengte in Carrière davon, den alten Mann rücklings vom Pferde reißend und an dem langen Lederstrick Hügel auf Hügel ab hinter sich herschleifend. Wiederholte gewaltige Spornstiche brachten den Hengst zu rasender Schnelligkeit, und zwischen den Eichen her flog der unglückliche Sterbende, bald hier, bald dort gegen einen Baumstamm anschlagend.

Während der ersten Minuten hatte er den Strick mit beiden Händen über seinem Kopfe krampfhaft umklammert, bald aber folgte er, ein lebloser Körper, den Windungen, die das vor ihm hinstürmende Pferd beschrieb.

Ihnen nach jagte Palmer, bis sie über eine Meile zurückgelegt hatten und die athemlosen schweißtriefenden Gäule anhielten.

„Die Stiefeln aus,“ schrie Palmer dem General zu; „bei Gott, keinen Tritt mit den Absätzen auf die Erde, oder man kommt uns auf die Spur.“

Beide zogen nun die Stiefeln aus, hingen sie an die Sättel und stiegen von den Pferden.

„So, Du verkaufst und verschenkst kein Land mehr," sagte Gordon, zu dem blutigen zerrissenen Leichnam hintretend und ihm die Schlinge von dem Halse abnehmend.

„Er macht auch kein Testament. Aber nun Euer Meisterstück als Indianer, den Scalp herunter, Herr General!"

„Das könnt Ihr thun, ich dächte, ich hätte genug gethan."

„Was Ihr angefangen, müßt Ihr auch vollenden; mische mich nicht gern in anderer Leute Geschäfte. Auch ist mein Messer immer mit der Spitze gebraucht; es ist nicht scharf genug."

„Ich dächte, Ihr hättet das Metzgerhandwerk zu lange getrieben, als daß Ihr Euch noch fürchten solltet, Eure Hände roth zu machen," sagte Gordon, sich zu dem Leichnam niederbeugend und mit dem langen Messer an dessen silberweiße Locken fahrend. Er hatte die Kopfhaut rasch im Zirkel von dem Schädel gelöst, und einen Fuß auf die blutige Wange setzend, riß er mit den Händen den Scalp vollends ab.

„Hier, kein Indianer hätte es besser machen können," schrie er, die Haut in die Höhe haltend; „doch was haben wir nun zunächst zu thun?"

„Ei, steckt das Ding ein und macht es Eurem Sohn zum Hochzeitsgeschenk."

„Seid verdammt mit Eurer Zunge und geht zur Hölle,“ antwortete Gordon mit verbissenem Aerger.

„Nun, zuerst müssen wir zurück zu der Eiche und mit unsern Pferden das Gras tüchtig zertreten, damit es aussieht, als ob eine Menge Comanches hinter ihm gewesen seien, und von da müssen wir unsere Fährten in die Salado hineinführen, welche nahe dort vorüberfließt, dann mögen sie suchen, von wo die Kerls hergekommen sind.“

Die beiden Mörder ritten nun zurück unter den Grenzbaum, jagten ihre Pferde eine Zeitlang in der Nähe umher und erreichten dann den seichten Fluß.

„So weit wäre es gelungen,“ sagte Gordon, als sie in der Mitte des Wassers hielten; „hier ist aber noch der verfluchte Scalp, was fangen wir damit an?“

„Das ist ein wichtiges Dokument, es ist der Kaufbrief über des Alten Ländereien, er hat wohl nicht daran gedacht, daß derselbe auf seinen Scalp geschrieben werden würde. — Hebt ihn auf für den Fall, daß Ihr einmal den Euren verlöret, dann habt Ihr doch noch einen in Reserve; die weißen Locken müßten Euch besser kleiden, als Euer borstiges Fell. Setzt ihn einmal auf!“

„Palmer! es ist genug!“ sagte Gordon, mit aufsteigendem Zorn nach ihm hinblickend; „ich bin nicht besonders zu Scherzen aufgelegt.“

„Nun, was weiß ich, was Ihr mit dem Ding da

anfangt. Es ist Euer Eigenthum; macht damit was Ihr wollt. Werft ihn in das Wasser."

„Da könnte er gefunden werden, und man weiß, daß ein Indianer einen Scalp nicht verlieren würde. Ich will ihn unter jenen Stein legen, da soll ihn wohl Niemand finden. — Muß meine Hände auch waschen."

„Besser ist's, wenn Ihr es thut, aber nur recht sauber; solches Blut sitzt fester, als das eines Hirsches. Ihr findet vielleicht auch einige Flecken aus früheren Zeiten daran!"

Gordon stieg nun vom Pferde in den Fluß, hob einen großen Stein auf und begrub unter ihm die Kopfhaut.

Dann reinigte er seine Hände und das Messer und sagte, indem er in den Sattel stieg: „Jetzt laßt uns die Richtung nach Osten nehmen, um die Straße nach der Stadt zu erreichen. Bis dahin müssen die Gäule aber in Carrière bleiben. Ueberhaupt haben wir sie abgehetzt nach San Antonio zu bringen, damit man an ihnen sieht, wie die Indianer uns gejagt haben."

Sie stürmten nun unter den Eichen fort, durch die offene Prairie und dann auf der Straße hin, so lange die Thiere noch im Stande waren, in Gallopp zu bleiben.

Vor einem der Wirthshäuser in San Antonio waren viele Leute versammelt, die eben ihren Trunk vor Tisch

zu sich genommen hatten oder im Begriff standen, es zu thun, als plötzlich eine Staubwolke am fernen Ende der Straße einige in großer Eile herankommende Reiter verkündete.

„Was giebt es denn dort Neues?" sagte Capitain Walker; „es ist doch etwas zu heiß, um die Gäule nur zum Vergnügen zu hetzen."

Bald schallte aber der Ruf „Indianer" durch die Straßen und wurde von hundert Kehlen wiederholt. Jetzt kamen Gordon und Palmer angesprengt und hielten vor dem Wirthshause ihre schäumenden Pferde an.

Sie verkündeten der neugierig aufgeregten Menge die Geschichte und malten die Schreckensscene, wie die Comanches den alten Almonte an dem Lasso fortgeschleift hatten, mit solcher Lebendigkeit und Ausführlichkeit aus, daß Niemand unter den Zuhörern an deren Wahrheit zweifeln konnte.

„Habe ich es nicht immer gesagt," schrie Walker die Menge übertönend; „man soll die Kerls hetzen wie das Vieh, das ist der einzige Weg, wie man mit ihnen zurecht kommt. Friedensverträge! Lächerlich! Pulver und Blei muß man ihnen geben."

„Laßt Eure Jungen aufsitzen, Capitain Walker, vielleicht gelingt es Euch noch, die Bande einzuholen und ihr eine Lehre zu geben," sagte einer der Bürger.

„Ja wohl einholen! Man sieht, daß Ihr nicht viel

mit Indianern zusammen gekommen seid; sonst würdet Ihr wissen, daß man ebenso gut einem Geyer nachjagen könnte; die sind längst über die Berge."

„Es ist ja auch nur ein Mexicaner, den sie erwischt haben," sagte Briand.

„Er war aber der Vater von der Braut meines Sohnes, ein ehrenwerther Mann," fiel der General verweisend ein.

„Halloh, Herr General!" antwortete Jener, „ich habe Sie anders über den Herrn Almonte sprechen hören, aber seitdem der Fahnenträger sich mit der Tochter verlobte, haben Sie Ihre Ansichten gewaltig geändert. Doch will ich nicht in Abrede stellen, daß Sie sich besser zu der Spazierfahrt an dem Seil geeignet hätten, als der alte Herr; Ihr Hals ist besser dazu beschaffen."

Der General warf einen giftigen Blick nach Briand hin; doch da Alles in ein schallendes Gelächter ausgebrochen war, so stimmte er selbst mit ein.

„Nein, laßt uns jetzt ruhig abwarten, ob die Rothhäute ihre Häuptlinge heruntersenden; dann ist es Zeit, sie zu bezahlen," rief Walker mit lauter Stimme, und von allen Seiten wurde ihm Beifall gegeben.

Dann wandte sich Gordon an den Capitain und bat ihn um eine Bedeckung, damit er die Leiche Almonte's nach der Stadt holen könnte, da er sich

nicht getraute, es mit einer geringen Zahl zu unternehmen.

Es wurde ein Wagen mit Maulthieren bespannt, und der General zog mit einem Dutzend Streifschützen hinaus, nachdem er bei dem Kaufmann Lantero, dem Freunde Almonte's, vorgeritten war und ihn gebeten hatte, die Schreckensnachricht möglichst schonend der Tochter zu überbringen.

Zugleich verließ ein Eilbote die Stadt, um den jungen Gordon davon zu benachrichtigen, damit er so schnell wie möglich zurückkehre.

Der Schrecken, der Beatrice traf, als Lantero ihr des Vaters Tod meldete, war unbeschreiblich, und lange widerstand der todtenähnliche Zustand, in welchen sie die Nachricht versenkte, allen Bemühungen, sie daraus zu wecken. Ihr Jammer, ihr Klagegeschrei übertönte aber dann alle Versuche des Tröstens von Seiten der Frau und Tochter Lantero's, die sie während der Nacht und dem folgenden Tage keinen Augenblick verließen.

Die Leiche war spät in ein Gemach im untern Geschoß des Hauses gebracht, und auf Anrathen des Herrn Lantero Beatrice die Ankunft derselben verschwiegen. Doch am folgenden Tag, als man das Begräbniß vornehmen wollte, theilte der Geistliche ihr mit, daß die Hülle ihres Vaters zur Erde bestattet

werden sollte, und erbot sich, sie hinzuführen, um einen letzten Abschied von derselben zu nehmen.

Der Entsetzen erregende Anblick des verstümmelten Körpers raubte der Unglücklichen abermals das Bewußtsein, und man mußte sie hinwegtragen. Während dieser Zeit wurde die Leiche in dem Familienbegräbniß des Parkes beigesetzt, und der Geistliche, ein treuer Freund der Familie, Beatrice's Lehrer, begab sich zu dieser, um sie durch Trostworte aufzurichten. Doch unter Wehklagen gab sie sich immer wieder den Ausbrüchen der schrecklichsten Verzweiflung hin.

In diesem Zustand war sie noch am fünften Tage, als Henry Gordon mit Staub bedeckt zu ihr eilte und sie weinend in seine Arme schloß.

Wie dem Schiffer in dunkler Sturmesnacht das ersehnte Licht des Leuchtthurms Rettung bringt, so brachte das Erscheinen des Geliebten Trost in des armen Mädchens Herz, und Ströme von Thränen gaben ihm Erleichterung; wie die Bignonie ihre zarten Ranken um die Eiche klammert, im Orkan wehend ihre Aeste nicht losläßt und in der Sonne versengender Gluth sich unter ihrem schützenden Laub verbirgt, so schmiegte sich Beatrice an den Geliebten, als die einzige ihr bleibende Stütze. Er war jetzt ihr steter Begleiter, und ihre Gänge, die sich größtentheils auf den einsamen

Park beschränkten, wandten sich immer wieder durch die Säulengänge der alten Lebenseichen, Magnolien und Platanen nach dem eisernen Gitter, welches die irdischen Reste des geliebten Vaters umgab. Selten nur konnte Gordon seine Braut überreden, des Abends ihr weißes Pferd zu besteigen und mit ihm in die offene Umgebung der Stadt zu reiten, um den kühlend vom Golf heraufströmenden Seewind einzuathmen.

Die späten Abende verbrachten sie im feierlichen Andenken an vergangene selige Tage auf dem Lieblingsplatz, auf welchem der gute Vater ihre Hände in einander gelegt, und es verging selten eine Stunde, ohne daß seiner mit Liebe und Wehmuth gedacht wurde.

Wir müssen nun den Leser weit nach dem Westen führen, dorthin, wo der mächtige Rio-Grande donnernd über sein felsiges Bett schäumt, und die Palme sich in seinen krystallklaren Fluthen spiegelt; wo die Cactuspflanze mit stacheligen Ranken die steinigen Ufer überzieht, beim Erglühen des Abendhimmels die alabasterweißen, goldig umstrahlten Kelche öffnet und bezaubernden Duft den Winden übergiebt, welche ihn fort über Berg und Thal tragen; dorthin, wo über den saftig immergrünen, mit Blumengewinden durchzogenen Wäldern die rothen und silberstrahlenden Gebirgs-

abhänge in Terrassen über einander aufsteigen, höher und höher, bis ewiger Schnee seine starre Decke über die Kuppen legt; dorthin, wo unter eisigen Höhen der Frühling den lieblichen Thälern nie sein freundliches Gesicht abwendet, und wo Jahr aus, Jahr ein Knospen, Blüthen und Früchte in eiligem Wechsel einander folgen; dorthin, wo durch des weißen Menschen Hand die Natur noch nicht verstümmelt ist, und die rothen Kinder der Wildniß, noch nicht durch sein Schwert aus ihrem Paradies verjagt, ungestört und ohne Sorgen aus ihres Schöpfers Hand von der freigebigen Natur die wenigen Bedürfnisse ihres Lebens empfangen. Dort an den westlichen Ufern des gewaltigen Stromes des Nordens, wie der Rio-Grande auch genannt wird, hatten die mächtigsten Stämme der Comanche-Indianer ihre zahlreichen Zelte aufgeschlagen, Tausende von Pferden und Maulthieren weideten in deren Nähe in dem üppigen, ewig grünen Gras, zahllose Heerden wilder Büffel, Antilopen und Hirsche versorgten die Wilden mit Speise und Kleidung; der Bär lieferte zu mannichfachem Gebrauche sein Fett, zum Lager seine Haut, und das buntglänzende Gefieder der Bewohner der Lüfte diente ihnen zum Schmuck.

Schon seit vielen Jahren lebten die Comanches mit den zahlreichen Stämmen der Apache-Chiricaguis-Indianer im Krieg, da diese ihnen die Jagdreviere

zwischen dem Rio=Grande und dem Gebirgszug der Anden, welcher Sierra de Carcay genannt wird, streitig machten, obgleich sie seit undenklichen Zeiten den Comanches gehört hatten.

Die Chiricaguis waren namentlich in dem letzten Jahre häufig mit starken Zügen in diese Länder eingefallen und hatten einzelne Jäger der Comanches getödtet, weshalb diese nun mit größerer Macht über den Rio=Grande gezogen waren, um ihre Feinde dort gänzlich zu vertreiben.

Der erste Häuptling der Comanches=Nation war Mopotuska, der in seinen jungen Jahren ein gewaltiger Krieger und Anführer und der Schrecken seiner Feinde gewesen war, jetzt aber, für die vielen Dienste, die er der Nation erwiesen, sowie wegen seiner reichen Erfahrungen und weisen Rathschläge zum Oberhaupt gewählt, nur noch in den Berathungen den Vorsitz führte und das Kämpfen sowie das Jagen den jüngeren Häuptlingen überließ.

Seine zwei Söhne, Santa Anna, der ältere, und Sanacho, der jüngere, waren beide Häuptlinge und hatten sich sowohl als Krieger, als auch als Jäger hohes Ansehen unter dem Volke erworben, und Sanacho, obgleich erst siebzehn Jahr alt, war wegen seiner ritterlichen Thaten und seines Löwenmuthes der Liebling der Nation geworden. Seine Pferde waren die schönsten,

die edelsten in den Heerden, er hatte sie aus dem Herzen Mexico's geraubt, und sein Schild war mit mehr Scalplocken besiegter Feinde geziert, als der irgend eines andern Häuptlings.

Santa Anna, nach dem Herrscher Mexico's genannt, war groß und stark gebaut, von ruhigem, freundlichem Aeußerem, doch hatte er nicht den blitzschnellen, feurigen Entschluß, durch den sich sein jüngerer Bruder auszeichnete, und der ihn schon so früh zum gefeierten Helden unter den Kriegern machte, sowie auch jenem die leichten, anmuthigen Bewegungen, die schöne, blumenreiche Sprache fehlte, wodurch dieser der Bevorzugte bei den Mädchen und Frauen wurde.

Noch war beider Wigwam nicht von Weibern bewohnt, und manche junge Comanche-Schöne sah mit sehnsüchtigem Verlangen nach den beiden jungen Häuptlingen, hoffend, daß der eine oder der andere ihr die Hochzeitsfackel vor die Hütte tragen würde.

Kunde war in dem Lager eingelaufen, daß die Chiricaguis in großer Zahl mit Frau und Kind an einem aus der westlichen, wasserleeren, steinigen Wüste kommenden Nebenflusse des Rio-Grande ihre Zelte aufgeschlagen hätten, und es wurde im großen Rathe beschlossen, daß man sie dort überfallen und einen Hauptschlag gegen sie ausführen wolle.

Alle Häuptlinge sammelten ihre Krieger um sich, so

auch Santa Anna und Sanacho, der Kriegstanz wurde gehalten, die Gesichter bemalt, die besten Waffen und Pferde gewählt, und mehr als dreihundert Reiter verließen unter Glückwünschen und Siegesliedern das Lager.

Am dritten Abend, als die Sonne über den fernen Gebirgszügen der Anden im Versinken war, und deren eisige Höhen in goldigem Purpur erglühten, schauten die Krieger auf die weißen Zelte ihrer Feinde hinab, die das jenseitige grüne Ufer des seichten, doch reißenden Stromes bedeckten.

Es wurde Rath gehalten und von den meisten Häuptlingen vorgeschlagen, den Strom weiter unten zu überschreiten, um sich dann auf dem andern Ufer dem Lager zu nähern, doch Sanacho bestand auf dem geraden Weg durch den Fluß und verlangte, daß man noch die kurze Helligkeit des Tages zum Kampfe benutze.

Von der Höhe stürmte nun die Schaar hinab unter weithin schallendem Kriegsgeschrei und erreichte den Fluß, als zwischen den Zelten die Reiter der Chiricaguis hervorbrachen und sich in überlegener Zahl den Comanches entgegen warfen.

Der Zusammenstoß war furchtbar, und die von Lanzen und Pfeilen durchbohrten Sterbenden färbten, von den Wogen fortgerissen, die Fluth, während die

Pferde auf dem unsicheren Grunde strauchelten und dem Willen ihrer Reiter nicht Folge leisten konnten.

Viele der Krieger, deren Rosse zusammengestürzt waren, kämpften noch in den Wellen stehend Mann gegen Mann, und keine der beiden Parteien wollte weichen.

In diesem schrecklichen Kampfe sah man, wie Sanacho's weißer Hengst sich aus den Fluthen erhob, und wie der gleichsam mit ihm verwachsene Reiter Tod und Verderben in dem Haufen der Feinde verbreitete; bald flog seine Lanze mit Blitzesschnelle nach allen Richtungen den Chiricaguis zu, bald senkte er seine Streitaxt auf ihre mit Federn geschmückten Köpfe.

Da tönte das Siegesgeschrei der Comanches, die Chiricaguis stürzten dem Ufer zu und suchten in verworrener Flucht ihr Heil.

Aus den Zelten sah man Weiber, Kinder und Greise der steinigen Wüste zueilen, und in wenigen Minuten begannen die Sieger das gräuliche Werk der Vernichtung, wie bei den Indianern nach errungenen Siegen üblich ist, denn es wurde weder das Alter, noch die Weiber oder Kinder verschont; Alles, was nicht durch die Flucht entkam, wurde niedergemetzelt.

Während die Sieger hiermit beschäftigt waren, hatte Sanacho, in die Reihen der Zelte sprengend, den Kriegs=

häuptling der Chiricaguis an dem gefiederten Kopfschmuck erkannt, wie er auf dem flüchtigen, schwarz und weiß gefleckten Hengste der Wüste zujagte. Ihm nach richtete Sanacho den Lauf seines edlen Rosses, und weit ausgreifend über loses Gestein, über Busch und Dorn, trockene Flußbette und tiefen glühenden Sand flog er dem fliehenden Häuptling nach.

Näher und näher kam der Schimmel dem Schecken, und lauter und rasender gellte der Schlachtruf Sanacho's dem fliehenden Chiricaguis in die Ohren, doch die Sporen in die schweißtriefenden Seiten des Scheckens vergrabend, trieb dieser das edle Thier zur letzten Kraftanstrengung an, um sich vor dem gefürchteten jungen Reiter zu retten.

Mit weit aufgerissenen Nüstern stürmten die braven Thiere in dem düstern Schatten der schon hereinbrechenden Nacht dem fliehenden Tage nach, und die wogenden Federn, womit ihre Mähnen und Schweife geziert waren, sowie das Gefieder, welches von den Köpfen der Häuptlinge wehte, gab ihnen das Ansehen zweier über die öde Gegend fliegenden Schwäne.

„Weib, das Du bist, zeige mir Dein Auge, damit es mein Pfeil durchbohre und Du der Schande entgehst, zu sehen, wie Dich Deine Kinder verhöhnen werden," schrie Sanacho jetzt dem nicht mehr weit vor ihm hinstürmenden Chiricaguis zu und sandte zugleich den Pfeil

schwirrend über seines Rosses Kopf nach ihm hin; doch das scharfe Geschoß vergrub sich tief in dem Körper des braven Schecken, der vom Schmerz gespornt in ungeheuren Bogensätzen weiter sprang, als könne er dem spitzen Peiniger entrinnen.

Im nämlichen Augenblick aber hatte sich der Reiter umgewandt und sandte seinem Verfolger einen Pfeil vom strammen Bogen entgegen, während sich ein zweiter solcher Todesbote, von Sanacho's Hand geschossen, mit demselben kreuzte und dem Reiter des Schecken in die Seite fuhr. Doch auch das Geschoß des Chiricaguis hatte sein Ziel nicht verfehlt und war tief in die Brust Sanacho's gedrungen.

Beide Reiter sanken auf die Hälse ihrer flüchtigen Thiere, und sich an sie klammernd, stürmten sie neben einander dahin, unfähig ihre Rosse zu lenken oder den Kampf fortzusetzen. Bald legte sich Nacht auf die Augen Sanacho's, seine Arme sanken machtlos an dem mit Schaum und Blut bedeckten Halse seines Rosses herunter, und regungslos stürzte er auf den heißen Sand, während das treue Thier keuchend zu ihm hintrat und, seine Augen auf ihn heftend, stehen blieb.

Der Schecke aber fühlte noch immer die scharfen Sporen des sich an ihn klammernden, sterbenden Häuptlings und brauste weiter durch die öde Wüste.

Sanacho hatte die ganze Nacht hindurch ohne

Lebenszeichen gelegen, als ihn gegen Morgen das Wiehern seines durstigen Pferdes aus dem Todesschlafe weckte. Sein erster Blick fiel auf sein Roß, welches ihn anzuflehen schien, ihm durch Abnehmen des Sattelzeugs die Erlaubniß zu ertheilen, sich nach Wasser umsehen zu dürfen.

Sanacho verstand, was das Thier ihm sagen wollte, und mit dem wiederkehrenden Leben fühlte er, wie auch ihm die Zunge an dem Gaumen klebte. Er erhob sich auf den Arm gestützt, sah aber jetzt, daß der abgebrochene Pfeil noch immer in seiner Brust haftete. Er faßte das Ende desselben und riß ihn mit aller Kraft aus der Wunde, sank aber sofort wieder ohnmächtig in den Sand.

Abermals erwachte der schwer getroffene Häuptling und blickte seinen nach Wasser wiehernden Liebling an. Den hölzernen Steigbügel ergreifend, hob er sich an ihm unter den unsäglichsten Schmerzen empor, um zu versuchen, ob er den Rücken des Rosses erklimmen könne; aber es war unmöglich, das Blut entquoll wieder der Wunde, und er fühlte, wie eine neue Ohnmacht nahte. Er löste die Gurten, zog das Kopfzeug des Pferdes von ihm ab, und mit dem Sattel an die Erde sinkend, warf er dem flüchtig davon eilenden Gefährten noch einen Blick nach und fiel zurück in den Sand.

So hatte er besinnungslos lange gelegen, während sein junges, kräftiges Leben mit dem Tode rang, als ihn ein wohlthuendes Gefühl durchbebte und ein erquickender, kühlender Luftzug seine Schläfe umgab.

Er hob die müden Augenlider und erblickte eine weibliche Gestalt, die über ihn gebeugt mit dem fächerartigen Blatt einer Palme ihm Kühlung zuwehte, und sah, wie Thränen unter ihren langen Wimpern erglänzten.

Ein freudiges, doch wehmüthiges Lächeln zog jetzt über das holdselige Gesicht der Fremden, von dessen Seiten lange schwarze, glänzende Haare auf Sanacho's Schultern herabfielen.

„Wer bist Du, schönes Mädchen, das mich von den Jagdgründen meiner Väter wegzieht, oder kommst Du von dort, um mich dahin abzuholen?" fragte Sanacho mit schwacher Stimme.

„Ich bin eine Tochter der Chiricaguis, die von den Lanzen und Pfeilen der Comanches getödtet wurden, und deren Gebeine auf der Prairie von den Geyern und Wölfen benagt werden, dieselbe, deren Hand den Pfeil geschnitten hat, der Deine Brust verwundete, die Tochter des Häuptlings, dessen Bogen mächtiger war, als der Deinige, und dessen Rosses Huf schneller, als der des Hengstes mit geschlitzten Ohren (die Comanches spalten die Ohren ihrer Pferde). Du bist zu schön, zu

jung, um schon zu Deinen Vätern zu gehen, und meine Hand soll die Wunde heilen, die mein Pfeil gerissen hat."

Sanacho wollte antworten, doch fehlte ihm die Kraft dazu, und er senkte den Kopf wieder zurück gegen den Felsen, der ihn weit überhing und ihn vor der Gluth der Sonne schützte.

„Ich folgte der Spur von meines Vaters Schecken, der die Deines Hengstes übersprungen hatte, bis ich Dich auf dem Sand, der Dein Blut getrunken, liegen sah. Ich dankte dem großen Geist, der meinen Vater über Dich siegen ließ, und trug Dich hierher, damit die Sonne Dich nicht tödten möge, denn Du bist schöner, als die Palme, die über dem rauschenden Strome hängt, und Ora, des Chiricaguis Tochter, liebt Dich mehr, als der Mond die süß duftende Magnolie, wenn er ihre weißen Rosen bescheint. Ich gehe jetzt zurück zu den von Dir zerstörten Wigwams der Chiricaguis, um Wasser für Dich aus den Wellen zu holen, welche mit dem Blute meines Stammes gefärbt waren, und mein Pfeil soll Dir das süßeste Fleisch verschaffen, welches von der leichtfüßigen Antilope oder dem langbärtigen Büffel getragen wird. Noch ehe die Sonne jene Bergspitzen röthet, wird Ora wieder bei Dir sein."

Das schöne Mädchen hob nun den Bogen von der Erde auf, hing den aus der bunten Haut des Jaguars

verfertigten Köcher mit Pfeilen um die zarten Schultern, eilte leichten Schrittes über das öde Gestein und entschwand rasch den Blicken des verwunderten Sanacho.

Der Durst, der sich seiner bemächtigt, trocknete ihm den Mund aus und steigerte die Fieberhitze, die die Wunde in ihm erzeugt hatte. Seine Lippen brannten wie versengt, und die Gluth, die um den kleinen Schatten, in dem er lag, auf dem silberglitzernden Gestein zitterte, wollte ihm den wenigen Athem nehmen, der schmerzlich seine Brust auf und niederbewegte. Die Sonne näherte sich mehr und mehr den westlichen Gebirgen, und noch war der rettende Engel nicht wieder zu Sanacho zurückgekehrt, als eine Schaar hungriger Geyer über ihm kreisten und gierig nach den Bewegungen seiner Brust blickten. Viele dieser Todesvögel ließen sich im Kreise um ihn nieder, und näher zu ihm heranschreitend, streckten sie ihre nackten Hälse nach ihm hin, den Augenblick erwartend, in dem der Tod sie zum Gastmahl rufen würde.

Da rauschte es hinter dem nächsten Felsen, Sanacho wandte bang zweifelnd seine Blicke nach dem näher kommenden Ton, und die schöne Ora glitt, freudig nach ihm hinschauend, mit einem Flaschenkürbis in der Hand auf ihn zu.

„Trinke, schöner Jüngling,“ sagte sie, ihm die

Flasche an den Mund haltend; „es wird Dich erquicken und Deine Wunde kühlen.“

Mit jedem Tropfen, der über seine Lippen floß, fühlte er, wie neues Leben ihn durchströmte, und gesättigt sank er, seiner Wohlthäterin mit dankbarem Blick die Hand entgegenhaltend, auf das harte Lager zurück.

„Ich darf sie ja doch nicht mein nennen,“ sagte Ora, zögernd auf seine Hand sehend, „der stolze Mopotuska würde die Tochter seines Feindes nicht unter dem Wigwam eines Comanches ruhen lassen.“

Doch Sanacho nickte ihr beruhigend zu und stöhnte unter heftigen Schmerzen in der Brust die Worte: „Mein Vater — Sanacho.“

„Sanacho?“ rief Ora erschrocken und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen; „ich darf Dich nicht lieben, die Töchter der Comanches würden mir das Gesicht verstümmeln, und Dein Vater würde mich von den Geyern verzehren lassen!“

Doch Sanacho hielt ihr wieder die Hand entgegen, heftete mit Zärtlichkeit seine Blicke auf die Chiricaguis und zog sie zu sich nieder. Das Mädchen sank an seine Seite, und den Arm ihm um den Nacken schlingend, hob sie seinen Kopf an ihre Brust.

„Ich liebe Dich, Sanacho, heißer, als die Sonne jene Berge jetzt erglühen läßt, inniger, als die Liane den Palmstamm umschlingt, und treuer, als die Stern=

lichter den Mond begleiten! Ich will Deine Wunde heilen, den Feinden meines Volkes ihren Stolz zurückgeben und als Deine Sclavin, Sanacho, Dich um die Erlaubniß anflehen, Dein Schatten werden zu dürfen."

Sie senkte sich nach ihm nieder, und ihre üppigen Haare umwogten Beider Häupter, als wollten sie die Seligkeit, welche deren Lippen tranken, vor dem Tageslichte verbergen.

Ora hatte auf ihrem langen Marsch ein Hirschkalb erlegt und von dessen Fleisch mitgebracht. Auch hatte sie Kräuter gesammelt und legte einige Blätter auf Sanacho's Wunde, während sie ihm andere zu essen gab. Als die Sonne gesunken, nahm sie aus der bunten Tasche, welche an dem Gürtel ihres befranzten Röckchens hing, faules Holz, schlug mit dem Rücken ihres Jagdmessers dasselbe auf einem Stück Achat in Brand und zündete das von ihr zusammengetragene, trockene Reisig an, um das Wildpret zu rösten und dem Geliebten ein Mahl daraus zu bereiten.

Wie auf zartem Kissen ruhte während der Nacht der Kranke an dem Herzen der schönen Indianerin, dessen Klopfen seinem Ohr liebliche Musik war, und süße Träume trugen ihn bald in das Paradies, welches diese Kinder der Wildniß wonniger und bezaubernder auszuschmücken wissen, als irgend ein anderes Volk der Erde.

Kaum graute der Tag, als Ora sich erhob, dem Kranken den letzten Trunk aus dem Kürbis reichte, seine Wunde mit neuen Blättern bedeckte und ihre Granatblüthen-Lippen auf seinen Mund drückend zu ihm sagte:

„Die Antilope wird nicht schneller den Sand durcheilen, als die Füße Ora's, die glatte Löwin (Cuguar) wird nicht eiliger mit Nahrung zu ihren Kleinen zurückkehren, als die Chiricaguis-Tochter zu dem Häuptling der Comanches, und jene einsame Palme auf dem hohen trockenen Felsen wird sich nicht mehr nach der fernen Wolke sehnen, als das Herz Ora's nach ihrem Geliebten."

Dann eilte sie fort über das scharfe Gestein, über die unabsehbare Sandfläche nach den fernen klaren Wellen des Flusses und kehrte, als die Schatten sich lang über die Erde dehnten, zu dem kranken, durstigen Sanacho zurück, um ihn zu tränken, zu speisen und durch ihre Liebe zu erquicken.

So schwand ein Tag nach dem andern, die Indianerin durchwanderte flüchtigen Fußes an jedem Morgen die weite, öde Steppe nach jenen grünen Ufern und kehrte durch die Gluth der sengenden Sonne und des brennenden Sandes mit Trank und Speise beladen Abends zu Sanacho zurück.

Die Eisspitzen der Anden spiegelten und blitzten

auch eines Abends in der feurig sinkenden Sonne. Sanacho blickte sehnsüchtig nach dem dunkler werdenden östlichen Himmel und lauschte aufmerksam jedem Geräusch, das der leichte Abendwind zu seinen Ohren trug. Doch nur einzeln vernahm er den schweren Tritt und das dumpfe Brummen eines verirrten Büffels, der sich beeilte, diese unwirthsame Wüste hinter sich zurück zu lassen, oder er hörte den schrillen Ton des Adlers, der, nach der flüchtigen Antilope spähend, diese Einöde durchzog; da dröhnte plötzlich das furchtbare Stoßgeheul eines Jaguars aus nicht großer Ferne zu ihm herüber, und mit Schrecken erhob er sich auf dem schwachen Arm und ergriff mit dem andern die treue Lanze, die er so oft siegreich über seinen Feinden geschwungen hatte. Aber die Hand war matt, und die Waffe sank wieder zur Erde, als das Geheul des Thieres abermals erscholl, welches das nächste Felsstück nur noch von dem Kranken zu trennen schien.

Sanacho's Blicke waren auf das Gestein gerichtet; da schritt der gefürchtete buntgefleckte Feind mit hoch gehobenem Schweife und mit lautlosem Tritt hinter demselben hervor, und die letzten Sonnenstrahlen spiegelten sich auf seinen glühenden Augen.

Krampfhaft raffte Sanacho seine schwachen Kräfte zusammen und hob abermals die Lanze, als das grimmige Thier, sein Opfer erkennend, mit der Brust an die

Erde sank und mit geringeltem Schweif sich zum Todessprunge zusammenzog.

Sanacho fühlte seine Ohnmacht, doch hatte er sich erhoben, und sich mit der Schulter gegen den Felsen lehnend, erwartete er seinen Feind, die Spitze der Waffe ihm entgegenhaltend.

Die blitzenden Augen des mächtigen Raubthieres waren unbeweglich auf ihn geheftet, und zuckend und den Schweif um sich schlagend zögerte es noch mit dem Sprunge, als schwirrend ein Pfeil in seine Seite fuhr, den es brüllend und sich krümmend mit der furchtbaren Tatze vor der Wunde zerbrach.

In demselben Augenblick erscholl das Jagdgeschrei Ora's von dem Felsstück, auf dem die Indianerin jetzt erschien, und der verwundete Tiger, sich nach ihr hinwendend, hatte den Fuß des Felsens erreicht, als ein zweiter Pfeil sich in seinen Rücken vergrub. Sein Wuthgeheul dröhnte weit durch die Wüste, und Sand und Steine mit den Riesenkrallen um sich schleudernd, rollte er sich an dem Boden, bis ein drittes Geschoß sein Herz fand und ihn zuckend sein Leben aushauchen ließ.

Bogen und Pfeile von sich werfend, sprang Ora von dem Gestein herab zu Sanacho und überhäufte ihn mit Liebkosungen und Küssen.

„Der große Geist hat Ora die Stimme des Jaguars

weit hin hören lassen und hat ihren Füßen Schnelligkeit gegeben; die schwache Ranke hat die Eiche beschützt, um sich das eigene Leben zu erhalten; denn ohne ihren Schatten würde sie bald verdorrt sein. Komm, mein Geliebter, labe Dich an dem frischen Trunk und erfreue Ora mit Deinem Lächeln."

Sanacho's Wunde ging rasch der Heilung entgegen, er konnte fast ohne Schmerzen reden, und seine Kräfte stellten sich nach und nach wieder ein. Er glaubte, daß es ihm möglich sein werde, Morgens und Abends in der Kühlung kleine Entfernungen zum Flusse hin zurückzulegen, um dadurch seiner Retterin ihre mühsamen, gefahrvollen Märsche zu verkürzen. Sich auf die Schultern des schlanken Mädchens stützend und von ihrem Arm umschlungen trat er mit dem ersten Grauen des Tages den Weg an, und so schritten sie, hin und wieder ausruhend, langsam einem schattigen Ruheplatze zu.

Die Sonne hatte die Gebirge im Osten überstiegen, als Sanacho entkräftet unter einer schattigen Palme niedersank, Ora ihm den Rest des vorräthigen Wassers zu trinken gab und davon eilte, um ihr gewöhnliches Tagewerk zu vollbringen.

Es blieb ihr jetzt nur kurze Frist, sich an den schattigen Ufern des Flusses auszuruhen; denn sie wollte trotz der am Morgen verlorenen Zeit wieder früh bei

dem Geliebten sein, um mit ihm noch vor einbrechender Nacht abermals ein Stück des Weges zurückzulegen.

Sie eilte ihre Glieder in den kühlen Wellen des Flusses zu stärken, einen wilden Truthahn zu erlegen und mit einem Theil seines Fleisches, sowie mit der Kürbisflasche flüchtigen Trittes zu dem Liebling ihres Herzens zurückzukehren.

Während der ersten Tage dieser anstrengenden Märsche wollten die Kräfte dem treuen Mädchen oftmals versagen, häufig sank sie in der Mittagsgluth in dem Schatten einer einzelnen Palme an ihrer Kraft verzweifelnd nieder und ließ sich von kurzem Schlummer überwältigen; dann glaubte sie aber in ihren Träumen die Stimme von Jaguaren zu hören, glaubte Sanacho in der Umarmung eines riesigen grauen Bären zu sehen und floh dadurch aufgeschreckt rasch wieder fort über die todte versengte Wüste, bis sie dem Theuern abermals den Trunk reichen und ihn in die Arme schließen konnte.

Doch täglich konnte Sanacho Etwas weiter gehen, und die Entfernung hatte sich bis auf einige Stunden Weges verkürzt, so daß die Wanderer hofften, nur noch einmal ihr Lager in der Wüste suchen zu müssen und dann an den grünen Ufern des Flusses zu ruhen. Diese Entfernung war aber ganz und gar mit leichtem tiefem Flugsand bedeckt, zeigte nirgends einen vor der Sonne

schützenden Baum oder Stein, und man fand in keiner Richtung einen betretenen Büffelpfad oder durch Vegetation gefestigten Boden, auf dem der Reisende seine Glieder hätte ausruhen können. Bei jedem Tritt versank der Fuß in dem heißen Sande, der leichteste Luftzug füllte die gemachte Vertiefung schnell wieder aus und verwehte jede Fährte.

Es war noch lange vor Tagwerden, als Sanacho an dem Arme seiner Beschützerin den Weg antrat und mit aller Anstrengung vorwärts schritt, um endlich wieder das Grün der Bäume und Wiesen zu sehen und wo möglich morgen an den schäumenden Wogen des Stromes sich erquicken zu können.

So wanderten sie fort in der Morgendämmerung; der Tag erschien und zeigte noch in weiter Ferne die letzten einzelnen Felsstücke, welche in der Sandwüste, aus der sie kamen, und in welcher sie so lange zugebracht hatten, zerstreut lagen; da wies Ora nach Osten hin auf die Spitze eines fernen Berges, der sich diesseits des Rio-Grande erhob, und rückwärts nach Westen auf einen hohen Felsen, der aus dem Steinmeer hervorsah, und deutete diese beiden Punkte als ihre Wegweiser an, zwischen denen sie fortwährend die Märsche zurückgelegt hatte, um sicher stets in gerader Linie zurückzukehren.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch und senkte ihre glühenden Strahlen auf die beiden Wanderer, als

sie ihre Schritte hemmten, und Sanacho gänzlich entkräftet in den heißen Sand sank.

Ora hatte am Morgen vor ihrem Aufbrechen eine Menge großer, fächerartiger Blätter, welche zwischen dem Gestein der Wüste niedrig an der Erde wachsen, an die Lanze Sanacho's gebunden, um damit für ihn heute einen Schutz gegen die Sonne zu schaffen. Sie stach die Stahlspitze der Waffe tief in den sandigen Grund, breitete die trockenen Blätter in Form eines Daches über ihrem Liebling aus und reichte ihm den Kürbis, damit er dessen letzten Inhalt trinke. Dann nahm sie zärtlich Abschied von Sanacho, und mit ihrer kleinen Hand den Stand der Sonne bezeichnend, um welche Zeit sie wieder bei ihm zurück sein würde, glitt sie schnell über die todte Fläche dem fernen Berge zu.

Sanacho blickte ihr mit dankbar liebendem Herzen nach, denn was bis jetzt der Schönsten unter seinem Volke nicht gelungen, hatte die Chiricaguis-Tochter vollbracht; sie hatte Liebe in sein Herz gegossen und es mit unlöslichen Banden an das ihrige geknüpft.

Lange konnte er ihr Rabenhaar wie einen glänzenden Punkt in der zitternden Gluthferne erkennen, bis sein Auge ihn vergebens aus dem duftigen Streif, der Himmel und Erde gleichsam verband, aufsuchte.

Müdigkeit hatte ihn übermannt, er war unter dem niedrig hängenden Dache zurück in den Sand gesunken

und träumte von großer erstickender Hitze, von kaltem Quellwasser und von süßen saftigen Früchten. Bald darauf aber schien es ihm, als jage er auf seinem flüchtigen Pferd vor dem Hurrikan (Orkan), der über die Prairieen stürmte und ein Feuermeer vor sich herpeitschte. Der Traum wurde immer lebendiger, plötzlich schlug das sich mit der Lanze niederbeugende Blätterdach ihm in's Gesicht und erweckte ihn.

Der Traum war Wahrheit; der Sturm sauste über ihn hin und trieb Wolken glühenden Sandes mit solcher Wuth, mit solcher Gewalt vor sich her, daß Sanacho vergebens sich aufzurichten suchte.

Gewitterschwangere schwarze Wolken rollten tief herunterhängend über die aufgethürmte wirbelnde Sandfläche; die Gluth wurde mit jedem Augenblick erstickender, und Sanacho warf sich mit dem Gesicht an die Erde, um Mund und Augen gegen den Sand zu schützen.

Nach wenigen Minuten aber fühlte er, wie dieser um seinen Körper herum wuchs und sich schwerer und schwerer auf seinen Rücken legte. Kaum war es ihm möglich die Wucht abzuschütteln und seine schon theilweise begrabenen Glieder unter ihr hervorzuziehen. Doch aufrecht zu stehen, ohne dem Sturm zu folgen, war unmöglich; er faßte seine Lanze, riß sie aus dem Boden, und sich an ihr wie an einem Stabe haltend,

gab er sich der Gewalt des Orkans preis und stürzte, mit dem Rücken gegen ihn ankämpfend, in Riesenschritten vorwärts, ohne zu wissen wohin.

Der Sturm und die Sandwirbel rissen ihn im tollen, verwirrenden Todeslauf fort, bis er athemlos und entkräftet fühlte, daß seine Füße ihn nicht mehr tragen wollten; noch einmal stemmte er sich, den Körper auf die Lanze stützend, gegen den Orkan, doch ein Wirbel faßte und warf ihn, ihn im Kreise drehend, in das sandige Grab, das sich rasch um seinen Körper aufthürmte.

Da zuckte ein Heer von Blitzen durch den Sandsturm, die Erde zitterte unter betäubenden Donnerschlägen, die Wolken brachen und gossen ihre Ströme auf die durstige Erde, und im Augenblick waren die fliegenden Sandberge auf den Boden geheftet.

Sanacho setzte sich dem Sturm den Rücken kehrend aufrecht und spähte lange durch den über die Fläche hinjagenden Regen, als er durch seine dichten Strahlen einen Gegenstand zu sehen glaubte, der sich ihm zu nähern schien. Die Form wurde deutlicher und bestimmter, und endlich erkannte er seine Retterin, gebückt, mit vorgehaltenen Händen und fliegenden Haaren, gegen der Elemente Wuth ankämpfend.

Er erhob sich, eilte ihr entgegen, so rasch er konnte, und sprachlos und zum Tode erschöpft sank Ora in

den Armen ihres Geliebten mit ihm an die nasse Erde.

Lange Zeit hielt Sanacho den Kopf der ohnmächtigen Indianerin in seinem Schooß, strich ihr die Stirn und bedeckte ihre bleichen Lippen mit seinen Küssen, sich über sie hinbeugend, um sie gegen den Sturm zu schützen. Endlich öffnete sie wieder ihre großen dunkeln Augen, und mit seligem Lächeln zu ihm aufblickend, schlang sie ihre Arme um seinen Nacken.

Der Sturm heulte fort, der Regen peitschte über die Liebenden hin, doch er konnte ihr Glück, ihre Seligkeit nicht stören und bekam auf seine Wuthaccorde nur Worte der Liebe zur Antwort. Fest umschlungen saßen die Glücklichen den Elementen Preis gegeben und redeten von der Wonne ihrer Zukunft, gegenseitig die Versicherungen ewiger Liebe und Treue austauschend, bis der Sturm sich legte, die Wolken sich theilten und der blaue Himmel wieder mit seiner wärmenden Sonne freundlich auf sie niederschaute. Dann erhoben sie sich, schlangen ihre Arme in einander und wandelten über den jetzt festen Sand dem ersehnten Flusse zu, dessen frisch grüne Ufer sie erreichten, als der Mond am Himmel heraufzog.

Hier neben den vom Regen angeschwellten tobenden Fluthen sanken die beiden Wanderer zwischen den Wurzeln einer duftenden Magnolie nieder und vergaßen in

seligen Träumen die Leiden und Schrecken, denen sie entgangen waren.

Die Sonne weckte Ora zuerst, und leise stahl sie sich aus der Umarmung ihres Geliebten, um ihm die Erquickung des Schlafes nicht zu verkürzen. Bogen und Pfeile ergreifend, eilte sie an dem Ufer des Flusses hin, um Nahrung zu holen, welche die Natur hier ihren Kindern in so großer Fülle bietet.

Bald war sie zurück mit dem Rücken einer feisten Antilope, zündete Feuer an und hatte das Frühstück bereitet, auch noch viel süße Früchte dazu gesammelt, ehe Sanacho erwachte.

Ora saß neben ihm und lauschte seinem Athem, bis er die Augen aufschlug, und begrüßte sein Erwachen mit den Worten: „Ich habe ein weißes Pferd gesehen, es kann nur Sanacho's Hengst sein, denn es war glänzend wie der Schnee der Berge, stolz wie der Adler der Lüfte, und Mähnen und Schweif wogten, wie die Wellen des Stromes. Doch es wandte sich ab von der Tochter der Chiricaguis und wieherte nach dem Zügel Sanacho's."

„Mein Pehta!" rief der Häuptling freudig; „so muß ich ihm meine Stimme hören lassen."

Dabei sprang er auf und wollte forteilen, doch Ora hielt ihn zurück und brachte ihm Fleisch und Früchte, damit er sich vorher stärke.

Nach beendigtem Mahl nahm sie die Hand des Häuptlings und führte ihn an dem schattigen Ufer hin bis zu dem Platze, wo sie das Pferd gesehen.

Bald erblickten sie das schöne Thier im hohen Grase weidend, und die Stimme seines Herrn erkennend, setzte es mit lautem Wiehern zu ihm über die Büsche und hielt ihm den zierlichen Kopf hin, um seine Liebkosungen zu empfangen. Es folgte ihm nach dem Lager, wohin Ora die Haut der am Morgen erlegten Antilope trug, um für das Pferd einen Zaum daraus zu verfertigen.

Während sie mit großer Geschicklichkeit solchen mit den Sehnen des erlegten Thieres zusammenfügte, lag Sanacho neben ihr in dem kühlen Schatten der Bäume und sah ihren emsigen zarten Fingern zu, wie sie die Arbeit zu Ende brachten.

„So, mein Sanacho," sagte sie zu ihm, den fertigen Zaum in die Höhe haltend, „möge dieser Zügel Dein Pferd niemals wieder zur Flucht lenken, und möge es niemals wieder mit dem schnelleren scheckigen Falken meines Vaters feindlich zusammentreffen!"

Sanacho hatte sich aufgerichtet und sah seine Gefährtin eine Zeit lang schweigend an, dann sagte er mit ernster Stimme: „Pehta (der Adler) ist nie vor dem Falken geflohen; er hat ihn in die sandige Wüste verfolgt, seine Fährte übersprungen, und Sanacho's Pfeil war schärfer, als der von Ora's Hand befiederte. Die

Gebeine des Häuptlings der Chiricaguis bleichen in der Wüste, in der seine Tochter seinem Sieger Sanacho das Leben erhielt und die erste Liebe in sein Herz goß; Ora hat zwei Wege, den zu den Gebeinen ihres feigen Vaters, oder den zu dessen Besieger Sanacho, ihrem Geliebten."

Ein leiser Schrei erstickte in dem Munde der Indianerin, sie ließ den Zaum fallen und warf sich, des Häuptlings Kniee umklammernd, vor ihm nieder.

„O sage mir, Sanacho, daß Du mit zwei Zungen geredet hast, sage mir, daß Du den Häuptling der Chiricaguis im Kampfe, nicht auf der Flucht getödtet hast, und ich will seine Gebeine auf den Fährten der Wölfe zusammensuchen und sie zu denen seiner Väter tragen. Nicht wahr, er ist nicht vor Dir geflohen und wird jetzt in den Jagdgründen seiner Vorfahren jagen?"

So schrie Ora in höchster Verzweiflung und blickte flehend zu Sanacho auf, der unbeweglich vor ihr stand und seine dunkeln glänzenden Augen auf sie geheftet hielt.

„Ich habe geredet und habe nur eine Zunge gehabt," sagte er, ohne seine Stellung, seine Miene oder seinen Blick zu ändern.

„Dann hat Ora keinen Vater mehr, und es liegt nur ein Weg vor ihr, der zu dessen Besieger, um dessen Sklavin zu werden, denn Sanacho wird die Tochter eines Feigen nicht zu seiner Frau machen

wollen," stöhnte das Mädchen weinend und ließ ihre Lippen auf den Fuß des Häuptlings sinken.

Doch Sanacho hob sie auf und schloß sie an sein Herz. „Die Tochter der Chiricaguis ist tapfer; sie hat bei Tage die brennende Wüste durchwandert, Speise und Trank für den kranken Sanacho geholt und Nachts für sein Leben gewacht; sie hat die Zähne des Jaguars gebrochen und seine Krallen abgestumpft; sie hat den Sturm bekämpft und den Comanche zurück zu den Schatten der Magnolien geführt; sie hat ihm sein Pferd wieder gegeben und ihm einen Zaum für dasselbe gemacht, sie ist Sanacho's Weib, und die Frauen der Comanches werden ihr Wigwam mit den schönsten Häuten schmücken, ihre Haare mit Bärenöl salben und ihr Lager mit Blumen bestreuen."

Unter Thränen und Schluchzen verbarg Ora ihr Gesicht an der Brust des Geliebten, und lange Zeit konnte sie ihrer Worte nicht wieder mächtig werden, dann sagte sie mit gebrochener Stimme: „Ora wird die Treueste unter den Frauen der Comanches, und ihre Söhne werden die Tapfersten unter den Männern sein."

Noch mehrere Tage ruhten und erholten sich die Liebenden an den reizenden, üppigen Ufern des Flusses, beschlichen zusammen den Büffel, wenn er mit triefendem Bart aus den rauschenden Wogen stieg, den majestätischen Riesenhirsch, wenn er in der frühsten Morgen=

sonne sein mächtiges, mit zahllosen Enden bedecktes Geweih an den jungen Blüthenbäumen auf- und niederschlug, und die bunten Blätter ihrer Flor auf seinen goldig glatten Rücken herabrieselten, beschlichen die zierliche Antilope, wenn sie Abends leichten Fußes durch die blumigen Grasfluren nach der kühlen Quelle schritt, um ihren Abendtrunk zu naschen, oder den stahlblau glänzenden Truthahn, wenn er mit gefächertem Schweif durch die saftig grünen Büsche rauschte, und Ora's sicherer Pfeil streckte dann die Beute zur Erde, denn ihres Geliebten Arm war noch zu schwach für den strammen Bogen. Oder sie sammelten, wenn der frische Abendwind in dem Laub rauschte, die süßen Spenden der Sträucher, und Ora erklomm mit gewandten Gliedern die höchsten Stämme, um die schönsten Früchte für ihren Geliebten zu brechen. Während des Tages drückender Hitze aber ruhten sie im Schatten, pflückten Blumen und schmückten sich gegenseitig damit, und wenn der Mond sein silbernes Licht auf die tanzenden Wellen des Flusses warf, stärkten sie ihre Glieder, indem sie spielend seine Wogen Arm in Arm durchschwammen.

Als Sanacho's Kräfte vollkommen wieder hergestellt waren, bestieg er sein Roß, und Ora schwang sich hinter ihn auf dessen glatten Rücken; so sagten sie dem schönen Strom mit seinen Umgebungen Lebewohl und

nahmen ihren Weg nach dem Rio-Grande, an dessen Ufern Sanacho seine Verwandten, seine Freunde verlassen hatte, um die Krieger den Chiricaguis entgegenzuführen.

Die Zelte der Comanches standen noch auf den hohen Ufern wie damals; doch herrschte in ihren Reihen nicht die frühere Heiterkeit, die sich durch Spiele, Wettlaufen, Pferderennen und Musik kund gab; denn der Liebling der Nation war verschwunden, und man glaubte ihn von den Chiricaguis getödtet. Sein Vater, der alte Häuptling, war trostlos, und Jedermann trauerte um den tapfersten der Krieger, um den schönsten, den geliebtesten der Jünglinge, um den edlen braven Sanacho.

Erst vor wenigen Tagen waren die letzten seiner Getreuen zu dem Lager zurückgekehrt und hatten die Unglücksbotschaft mitgebracht, daß sie keine Spur von ihm hätten auffinden können.

Die Trauer war groß, doch wurde zu derselben Zeit die leidverkündende Stille durch die Ankunft der Delaware-Indianer unterbrochen, die von der jungen Republik Texas mit Friedensvorschlägen an die Nation der Comanches abgesandt worden waren.

Diese Gesandtschaft erregte viel Aufmerksamkeit, und es wurde von Mopotusko ein großer Rath angesetzt, in welchem die Vertreter sämmtlicher Stämme

zusammenkommen und beschließen sollten, welche Antwort man den Abgesandten mitgeben wolle?

Man hörte jetzt in und vor allen Zelten von nichts Anderem reden, als von dem vorgeschlagenen Frieden mit Texas, und oft wurde beklagt, daß man Sanacho's Stimme bei den Versammlungen darüber vermissen würde.

Der Tag des großen Rathes erschien, die Gesandten und die Erfahrenen, die Häuptlinge aller Stämme der Nation saßen in ihrem Schmuck schweigend auf dem Hügel unter dem Dach von Palmblättern, und die mit dem Kraut des Sumach's gefüllte Friedenspfeife hatte dem Letzten im Kreise ihren Rauch gespendet, als plötzlich der Ruf: „Pehta, Sanacho!" aus tausend Kehlen zugleich erscholl und Alt und Jung im wirren Freudentaumel den Ufern des Flusses zurannte, um zuerst den todtgeglaubten Liebling zu begrüßen, der jetzt mit der schönen Chiricaguis-Tochter auf seinem laut wiehernden Roß die schäumenden Wellen durchschwamm.

Man riß ihn fast von seinem Hengst, und er ging aus einer Umarmung in die andere, während sein treues Thier gleichfalls mit Liebkosungen überhäuft wurde.

Ora stand in dieser ganzen Zeit unbeweglich wie eine Bildsäule am Ufer, um sie drängten sich im dichten Kreis die Frauen und Mädchen der Comanches, und

einzeln wurde mit Erstaunen das Wort „Chiricaguis“ ausgestoßen.

Kaum hatte sich aber Sanacho aus der inbrünstigen Umarmung seines Vaters gewunden, als er, sich mit lauter Stimme zu der Menge wendend und die Hand auf Ora richtend, sagte:

„Dort steht die tapfere Tochter der Chiricaguis und bringt Euch Sanacho zurück; sie trug ihn aus der Sonne Gluth, aus dem Sand der Wüste und stillte im Schatten der Felsen das Blut seiner Wunde; ihre Hand holte das zarteste Fleisch und den frischesten Trunk für ihn von dem fernen Flusse, als sein Arm nicht stärker war, als der Eures kleinsten Kindes; sie besiegte den blutdürstigen Jaguar, als er schon seine Krallen nach Sanacho's Herz ausstreckte; sie beschützte ihn gegen den Gott des Sturmes und gab ihm an den Ufern des Flusses seinen Pehta wieder; ihr Zaum hat Sanacho's Pferd zu seinen Freunden zurückgeführt, und ihre Augen waren die ersten, die in sein Herz blickten. Die Comanches werden der Chiricaguis-Tochter ihre Herzen öffnen, und deren Frauen und Mädchen Sanacho's Wigwam für Ora schmücken.“

Jubel und Freude tönte jetzt von Aller Lippen, der alte Mopotuska schloß zuerst die Fremde in seine Arme, und dann streckten die Frauen und Mädchen ihre Hände nach ihr aus, um sie zu begrüßen und zu bewillkomm-

nen. Sie trugen sie mit sich fort nach dem Zelte Sanacho's, wuschen sie mit wohlriechendem Wasser, glänzten ihre langen Haare mit Bärenöl, flochten die schönsten Blumen hinein, schmückten sie mit Federn, Perlen und glänzenden Steinen, bereiteten ihr ein Lager von weißen Büffelhäuten und zierten das Zelt mit den wundervollsten Blumen.

Während dieser Zeit hatten die Männer Sanacho im Triumph unter das Dach geführt, wo die Delaware-Indianer saßen und auf den Beschluß der Comanches warteten. Er hatte seinen Platz eingenommen, abermals wurde die Friedenspfeife angezündet und ging von Mund zu Mund in der schweigenden Versammlung herum.

Dann erhob sich der alte Häuptling Mopotuska und sprach mit ernster, ruhiger Stimme:

„Die Delawaren, unsere Freunde, sind gekommen, um den Baum des Friedens zwischen uns und den bleichen Männern zu pflanzen, die zwischen diesem Flusse und der fernen Salina wohnen, an welcher Ihr das Holz zu Euren Bogen schneidet. Die Delawaren sagen: daß die Fremden nur mit einer Zunge zu uns reden und gern sähen, daß unsere Feuer bei Nacht hell leuchteten, unsere Pferde im hohen Gras gingen und unsere Kinder fett würden; sie sagen, daß die bleichen Gesichter den Büffel nicht jagen, daß sie Korn pflanzen

und von dessen Aehren ein Theil an die Comanches abgeben wollten, und daß sie keine Kugeln mehr für die rothen Kinder gießen würden. Mopotuska ist niemals vor den Blitzen der Weißen geflohen, und sein Wigwam ist mit ihren Scalpen geziert, doch hörte er gern die Herzen der Comanches in Ruhe und Frieden schlagen, und ehe er zu seinen Vätern gehen wird, wünschte er die Bäume des Friedens um ihr Land zu pflanzen. Ich habe geredet."

Ein greiser Krieger, dessen faltige Haut und eingefallene Wangen sein hohes Alter bezeugten, erhob sich mit finsterem Blick und sagte:

„Ich habe die bleichen Gesichter gesehen, als ihre Wigwams nur noch an den Ufern des großen Wassers standen, habe sie gesehen, als sie die rothen Kinder nach dem Meschacebe (Mississippi) zurückdrängten, habe sie gesehen, als sie die blauen Berge (Alleghany-Gebirge) überschritten, und als sie ihre beflügelten Canoes auf den großen Seen des Nordens erbauten, doch niemals habe ich einen weißen Mann mit nur einer Zunge gefunden und nie gehört, daß die Pferde und Kinder der rothen Männer fett geworden wären, wo jene Fremden ihre Wigwams aufgebaut hatten. Hört auf meine Stimme und glaubet den glatten Worten der falschen bleichen Gesichter nicht. Ich habe geredet."

So sprach der Eine für und der Andere gegen die

Annahme des Friedensvorschlages; die Gemüther beider Parteien wurden mit jedem Augenblick aufgeregter und die Stimmen lauter, so daß selbst der Ruf Mopotuska's kaum die leidenschaftlich erhitzte Menge zur Ruhe zurückführen konnte; als aber Sanacho seine Stimme ertönen ließ, war im Augenblick jedes andere Wort aus dem Hause des Rathes verbannt.

Er sprach zu Gunsten des Friedens und sagte, daß die Lanzen der Comanches dadurch nicht abgestumpft würden und ihre Bogen nicht erschlafften, falls die Weißen sich falsch zeigen sollten; er setzte auseinander, daß dort, wo die Fremden wohnten, der Büffel die Weiden nicht mehr besuche, und daß deshalb die Comanches ohnedem nicht mehr nach jenen Gegenden ziehen würden. Die Bleichgesichter seien bereit zu versprechen, nicht weiter in das Land der Comanches vorzudringen, wenn diese sie künftig in ihren Wigwams ruhig schlafen lassen wollten. Seine Rede war klar und überzeugend und brachte die große Mehrzahl der Stimmen auf seine Seite.

So wurde denn der Beschluß gefaßt, daß die ersten Häuptlinge der Nation zu dem Friedensschluß nach San Antonio ziehen sollten, und zu dem Tag, an welchem sie dort eintreffen wollten, wurde der gewählt, an dessen Abend der Mond zuerst seine Sichel wieder zeigen würde.

Die Rückkehr Sanacho's, die Ankunft seiner Braut, die Gegenwart der Gäste, die Aussicht auf Frieden hatten die Comanches in eine überaus frohe Laune versetzt, und es ging nun an Essen, Tanzen, Pferderennen, Wettlaufen, Pfeilschießen und Belustigungen in jeder Weise, wobei Ora durch ihre Geschicklichkeit, Gewandtheit und Lieblichkeit Aller Herzen gewann.

Drei Tage lang wurden die Gesandten auf's Beste und Freundlichste bewirthet, und am vierten zogen sie zufrieden, so vollkommen ihren Zweck erreicht zu sehen, wieder nach Süd-Osten, um den Texanern die frohe Kunde von den freundschaftlichen Gesinnungen der Comanches zu überbringen.

Der alte Mopotuska erklärte nun, daß er selbst mit zu den bleichen Männern ziehen würde, um sich zu überzeugen, ob sie es wirklich gut meinten; er bestimmte die Häuptlinge, welche ihn begleiten sollten, von denen sich mehrere jedoch entschieden weigerten, Theil an dem Zug zu nehmen; er bezeichnete die Krieger, welche ihnen bis dahin, wo ihnen die Weißen entgegenkommen würden, folgen sollten, um dort auf ihre Rückkehr zu warten, und bereitete Alles vor, um den Zug möglichst glänzend zu machen.

Die Zeit der Abreise kam heran, und der alte Häuptling nahm unter den innigsten Wünschen für eine glückliche Rückkehr von seinen Freunden Abschied, doch auch

manche Unheil weissagende Stimme drang zu seinen Ohren.

Er bestieg seinen edlen Rappen, seine beiden Söhne Santa Anna und Sanacho schlossen sich auf ihren Lieblingspferden ihm an, und der etwas über hundert Mann starke Zug setzte sich in Bewegung.

Alle diese Männer ritten ihre besten Pferde und waren wie zum Feste geschmückt; ihre glänzend schwarzen Haare waren in zwei Zöpfe geflochten und in dieselben fünf Fuß lange, von Büffelhaaren angefertigte Flechten hineingewunden, die über ihrem Rücken und zu beiden Seiten ihrer Pferde herabhingen. Auf diesen Zöpfen sah man handgroße runde Silber- und Goldplatten befestigt, welche dicht neben einander gereiht bis an deren Ende angebracht waren. Auf den Köpfen der Reiter ragte ein wehender Schmuck von den Federn des Kriegsadlers empor, und zwischen den gescheitelten Haaren war die Kopfhaut mit Zinnober gefärbt. Zwischen den Wimpern waren ihre Augenlider gleichfalls mit dieser Farbe bestrichen, und der ganze untere Theil des Gesichts war damit bemalt, während ein schwarzer, breiter Strich von dem äußeren Augenwinkel über die Wange bis zu der rothen Farbe herabführte. In den Ohren hatten sie sehr große Ringe von Gold, und eben solche trugen sie um die nackten Arme. Der Hals war mit blendend weißen, einige Zoll langen, aus Seemuscheln geschnitte-

nen Perlen umhangen, die bis auf die unbedeckte Brust reichten, und an einer starken Darmsaite, die mit Goldkörnern besetzt war, hing ein kleines Säckchen um ihren Hals, in dem ihr Talisman, die große Medizin genannt, verborgen war. Kurze, mit langen Franzen besetzte und bunt bemalte Röckchen von Leder umgaben ihre Hüften, und geschmackvoll mit Perlen gestickte Mocassins bedeckten ihre Füße. Köcher von den schönsten Fellen verfertigt hingen über ihre braunen Schultern, und lange, mit den buntesten Federn ausgezierte Lanzen ließen die blanken Spitzen in der Sonne erglänzen.

Die Mähnen und Schweife der schönen Rosse waren mit bunten Lederstreifen und Federn durchflochten, und auf ihren Rücken prangten unter den stolzen Reitern die prachtvollsten Decken, aus den Häuten von Jaguaren, Panthern, Bären, weißen Wölfen und Büffeln verfertigt.

So verließ der Zug das Lager unter herzlichem Abschiedsrufen der Zurückbleibenden, und hinter ihm her in einiger Entfernung ritt auf einem edlen, dunklen Eisenschimmel ein einzelnes Weib, tief in Gedanken versunken.

Es war Ora, die glückliche junge Frau Sanacho's, die sich trotz aller Vorstellungen und Bitten nicht hatte überreden lassen zurückzubleiben.

Weder sie, noch ihr Pferd war festlich geschmückt, ihr langes Haar fiel glatt um Schultern und Brust

herab und spielte mit den Spitzen um die Seiten des Rosses; der Köcher, der um ihre goldigen Schultern hing, war mit Pfeilen gefüllt, und aus dem Gürtel ihres Lederröckchens blinkte ein glänzender Tomahawk und ein Jagdmesser hervor.

Während die Schaar ihre Pferde nach den Gebirgen wendete, welche dieses Land von den weiten, offenen südlichen Prairieen trennen, waren die Delaware-Indianer in San Antonio in Folge des günstigen Resultats ihrer Sendung mit dem stürmischsten Beifall empfangen und mit Geschenken überhäuft worden. Sie erboten sich, die Ankunft der Comanches abzuwarten und ihnen an dem bestimmten Tage bis zu den Bergen der Salado entgegenzureiten, doch man sagte ihnen, daß dies unnöthig sei, da man es selbst thun wolle, und so setzten sie ihre Reise nach Norden fort.

Es wurde nun eine Versammlung berufen, in der man sich über den Empfang der Indianer, sowie über die Verhandlungen, die mit denselben gepflogen werden sollten, besprechen und einigen wollte.

Den Vorsitz in dieser sehr gemischten und zahlreichen Zusammenkunft hatten die achtbarsten Bürger der Stadt eingenommen; doch fehlte der junge Gordon diesmal unter ihnen, da er erklärt hatte, daß er nicht im Stande sei, unpartheiisch dabei zu handeln, und sich gänzlich von diesen Angelegenheiten ausschließen wolle. Dagegen

hatte sich dessen Vater mit seinem Gefährten Palmer eingefunden, und Capitain Walker mit seinem ganzen Anhang sich unter die Menge gemischt.

Die Vorsitzenden machten darauf aufmerksam, wie unendlich viel für das Aufblühen des Landes dadurch gewonnen würde, wenn ein Friede mit den Indianern zu Stande käme, und zeigten dann, wie unmöglich es sei, daß eine einzelne Farm an der Grenze bestehen könne, so lange dieselben feindlich gesinnt blieben. Ja, sie gingen weiter und bewiesen, daß die kleinen, eben entstehenden Städte jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt blieben, durch diese Feinde ihren Untergang zu finden, und daß selbst San Antonio nicht davor sicher sei, durch sie in Asche gelegt zu werden. Daß man diesen Bewohnern der Wildniß nicht in ihre Berge und Schlupfwinkel folgen könne, davon habe man sich hinlänglich überzeugt, so wie man auch nur zu gut aus Erfahrung wisse, daß sie stets unerwartet wie ein Blitz aus heiterem Himmel erschienen, Verwüstungen anrichteten und eben so schnell wieder verschwunden seien.

Es wurde deshalb durch die Vorsitzenden der versammelten Menge auf's Allerdringendste gerathen, den Empfang und die Behandlung der Comanches mit Berücksichtigung dieser Verhältnisse einzurichten und alles Mögliche aufzubieten, um einen Abschluß des Friedens mit ihnen zu Stande zu bringen.

Die meisten ansässigen Bürger von San Antonio, so wie die anwesenden Farmer aus der Umgegend stimmten vollkommen diesen Ansichten bei und wünschten sich und der Regierung Glück dazu, daß es soweit mit der freundlichen Annäherung gediehen sei. Hier und dort wurde jedoch auch eine Stimme laut, die anderer Meinung war und an ein dauerndes freundschaftliches Verhältniß mit den Indianern nicht glauben wollte, ja man hörte sogar einige Aeußerungen, die dahin lauteten, daß dies eine gute Gelegenheit sei, gegen sie einen Schlag zu führen, den sie sobald nicht vergessen würden.

„In eine solche Falle bekommen wir die alten Füchse nie wieder, und wir wären Esel, wenn wir sie diesmal wieder herausließen; wenn die Kerle ihre Anführer verloren haben, werden sie uns wohl eine Zeit lang in Ruhe lassen!" schrie Briand mit lauter Stimme durch die Menge, und von vielen Seiten her wurde ihm Beifall zugewinkt.

Doch die Vorsitzenden und die Bürger der Stadt und Umgegend erhoben sich sofort gegen diesen schmählichen Vorschlag, und es ließ sich kein weiterer Verfechter desselben hören.

„Der verdammte Kerl verdirbt uns am Ende noch unseren ganzen Plan," sagte General Gordon leise zu

Palmer und Walker, die neben ihm standen, und rief dann laut durch den Saal:

„Friede mit den Comanches um jeden Preis! Bei Gott, der Herr Briand wird nicht kommen und mein Haus vertheidigen, wenn diese Wilden es in Brand stecken wollen; der Herr kann wohl unbesorgt sein, denn er trägt sein Eigenthum stets in der Hand und auf seinem Pferde mit sich herum.“

„Wenn es sich um Euer wirkliches Eigenthum handelte, Herr General, dann würdet Ihr noch nicht einmal Etwas in der Hand zu halten haben, und sollte Euch jemals die saure Arbeit bezahlt werden, womit Ihr das erworben habt, was Ihr besitzt, so müßte es mit einem Strick zwischen Himmel und Erde geschehen!“ schrie Briand mit höhnischem Lächeln ihm zu und führte unbemerkt die rechte Hand unter seine Rockschöße, wo zwei Pistolen im Gürtel steckten.

„Laßt nur sitzen, Briand,“ rief ihm Walker, die Bewegung erkennend, zu, „wir haben auch keine Erbsen geladen!“

Es wurde Ruhe geboten und dann über die Bedingungen gesprochen, die man den Indianern stellen sollte. Man einigte sich sehr bald darüber und wählte eine Commission, um denselben am bestimmten Tage bis nach den Bergen entgegenzureiten, da dies bei

solchen Gelegenheiten ein alter Gebrauch unter den Wilden war.

Die bevorstehende Feierlichkeit beschäftigte die Bevölkerung San Antonio's ganz außerordentlich. Viele, welche gute Ländereien in der Umgegend besaßen, beschlossen nach glücklich beendigtem Friedensvertrag dort Ansiedlungen anzulegen; Andere erblickten darin die Ursache von einem unfehlbaren Steigen des Landwerthes an der Grenze der Indianer-Gebiete, und wieder Andere sahen durch den Frieden den Tauschhandel mit den Comanches erblühen und hofften großen Gewinn daraus zu ziehen.

Auch in Almonte's Haus wurde der Gegenstand viel besprochen.

„Morgen früh also werden die Mörder meines theuren Vaters ungestraft ihren Einzug in die Stadt halten?“ sagte Beatrice zu ihrem Geliebten, an dessen Seite sie spät Abends auf ihrem Lieblingsplatz unter den dicht verzweigten Magnolien saß. „Wird kein Blitz auf die Häupter fallen, wenn sie den Fleck betreten, wo sie das Verbrechen begingen?“

„Die Gerechtigkeit, liebe Beatrice, ist oft langsam und noch öfter unsern Blicken entzogen, doch bleibt sie nie aus, und die Verzögerung der Strafe ist oft schrecklicher und qualvoller, als wenn sie dem Unrecht auf dem Fuße gefolgt wäre.“

„Du magst Recht haben, Henry, bei Verbrechern, die ihr Unrecht als solches erkennen, aber diese Unmenschen glauben ja, daß sie die ehrenvollste That vollbringen, wenn sie einen Weißen morden; bei ihnen ist doch sicher nicht von einem Gewissen die Rede."

„Du weißt, Beatrice, daß ich Deinen Vater an seinem Mörder rächen würde, wenn ich ihn kennte und seiner habhaft würde, aber sei unpartheiisch, denke an das unsägliche Unglück, welches die Weißen unter diese Menschen geschleudert haben. Sie nahmen ihnen nicht allein ihr Eigenthum, trieben sie von ihrer Heimath weiter und weiter dem öden Gestein der Anden zu, sie jagten sie wie die wilden Thiere, sie erschlugen ganze Stämme; sie brachten ihnen zerstörende Krankheiten, sie gaben ihnen Branntwein und brachen alle Verträge, alle Versprechungen, die sie ihnen gegeben hatten! Kannst Du Dich noch darüber wundern, daß sie zuletzt suchen, sich ihrer Haut zu wehren? Kannst Du es ihnen verargen, daß sie dasselbe thun, was ihnen die gebildeten, die christlichen Weißen tausendmal schlimmer zuvor gethan haben?"

„Du bist so gut, Henry!" sagte Beatrice ihren Arm um seinen Nacken schlingend und ihn an ihr Herz drückend; „doch laß uns weg von hier ziehen, damit wir aus diesem Lande voller Gräuel und Gewaltthaten fortkommen. Dort in dem schönen Mexico laß uns die

Schreckenszeiten vergessen, dort wo noch Gesetz und Recht ist, dort, wo die Menschen noch an Gott glauben und ihn lieben und fürchten. Versprich mir, Henry, daß wir gleich nach unserer Verbindung fortziehen, hinüber nach dem wundervollen Saltillo, wo wir so herrliche Besitzungen haben. Nicht wahr, Du versprichst es mir?"

„Alles, Alles, mein süßes Mädchen, Alles, was Du willst, verspreche ich Dir!"

„Nun, so versprich mir noch Eins. Gehe nicht hin zu den Wilden, wenn sie zur Stadt kommen, Du könntest Streit mit ihnen bekommen, Du weißt, sie sind falsch; bitte, gehe nicht zu ihnen."

„Nein, beste Beatrice, ich werde bei Dir bleiben und Dich nicht verlassen, so lange sie in der Gegend sind."

Der Morgen kam, an welchem die Abgesandten der Comanches-Nation in San Antonio erscheinen wollten, um wegen dauernden Friedens mit den Texanern zu unterhandeln. Die gewählte Commission, worunter sich auch General Gordon und Palmer befanden, zog unbewaffnet den ersten Bergen der Salado zu, nach demselben Platz, auf dem der alte Almonte sein schreckliches Ende genommen hatte, und bei ihrer Annäherung erkannten die Reiter schon von Weitem die blitzenden Lanzenspitzen der festlich geschmückten Comanches.

Dieselben hatten hier schon einige Zeit gehalten

und auf das Entgegenkommen der bleichen Männer gewartet.

Als die Texaner den Schatten des Eichwaldes erreicht hatten, gaben die Häuptlinge, einige Vierzig an der Zahl, ihre Waffen an ihre Krieger ab und ritten, von Mopotuska geführt, jenen entgegen, während die Krieger unbeweglich in einer langen Reihe halten blieben.

Die Abgesandten der weißen und der rothen Männer hatten sich jetzt erreicht und sich von ihren Pferden herab begrüßt, welches von Seiten der ersteren mit Lachen und Späßen geschah, während letztere einen stolzen, herablassenden Blick bewahrten. Hierauf stieg der alte Häuptling von seinem Roß, und die übrigen folgten seinem Beispiel.

Mopotuska schritt mit würdiger Haltung auf die gleichfalls abgestiegenen Weißen zu, und da der General Gordon zuerst ihm entgegentrat, so öffnete er seine Arme und drückte ihn dreimal an die Brust.

Eine allgemeine Umarmung folgte nun, während welcher Zeit Sanacho seine Satteldecke auf dem Rasen ausgebreitet und getrocknetes und gebratenes Fleisch auf derselben ausgelegt hatte.

Mopotuska winkte nun den Texanern, ihm zu der Jaguarhaut zu folgen und das Friedensmahl gemeinsam einzunehmen, wobei Sanacho den Dolmetscher machte.

Nach beendigtem Mahl umarmte Mopotuska den General abermals, und wieder folgten Alle seinem Beispiel.

Der alte Häuptling, obgleich immer noch mit demselben ernsten Antlitz, schien freudig aufgeregt und ließ den Weißen durch Sanacho mittheilen, daß er dem großen Geist danke, ihm gestattet zu haben, in Freundschaft mit ihnen zusammen zu kommen.

Dann bestieg er sein Pferd und erklärte sich bereit, ihnen nach der Stadt zu folgen, um dort den Friedensvertrag für sich und seine Nachkommen abzuschließen.

Der Zug war bald unterwegs, von Mopotuska und Sanacho geführt und von Ora geschlossen, während Santa Anna bei den Kriegern zurückblieb, um die Rückkehr der Häuptlinge hier zu erwarten.

Die neugierigen Bewohner der Stadt, von denen nur wenige diese Fremdlinge vorher gesehen hatten, waren ihnen auf der Straße entgegengeeilt und empfingen sie mit lautem Hurrah- und Freudengeschrei, während stolz und ruhig die rothen Kinder der Wüste durch die dichten Haufen der alten spanischen Feste Alamo zuzogen, wo sie von den Pferden stiegen und, dieselben vertrauungsvoll der Sorgfalt der Weißen überlassend, in das Gebäude eintraten.

Ora war zurückgeblieben und hielt in einiger Entfernung auf der Straße still, indem sie durch Einhüllen

in eine große Büffelhaut und durch das von ihrem Gesicht herabhängende lange Haar sich den Blicken der Vorüberschreitenden entzog.

Die ganze Aufmerksamkeit des Volkes war auf die Gesandtschaft gerichtet, Alles drängte sich nach der Alamo, und Niemand kümmerte sich um die einzelne Indianerin. Sie war abgestiegen, hatte ihres Pferdes Zügel an eine Einzäunung gehangen, sich einige hundert Schritt weit von ihm entfernt und dem Fort genähert, von wo sie nach den Oeffnungen in den Mauern blicken konnte, und hatte hier noch nicht lange gestanden, als Sanacho sich in einer derselben zeigte und ihr seinen Gruß zuwinkte.

Mopotuska hatte mit seinen Häuptlingen die geräumige Halle betreten, in welcher die Feierlichkeit vor sich gehen sollte, sie hatten sich dem Eingang gegenüber in einem Halbkreis niedergelassen, und vor ihnen drängten sich die Weißen zu ihren Sitzen. Der Saal war bald angefüllt, der Präsident der Versammlung erhob sich und zündete die Friedenspfeife an. Sie ging von Hand zu Hand im Kreise herum, während eine Todtenstille im Saale herrschte und Aller Augen auf die Wilden gerichtet waren, deren stolze Haltung nicht verfehlte, einen Achtung gebietenden Eindruck auf die Weißen zu machen.

Die Friedenspfeife war herumgegangen und Mopo=

tuska gab sie dem Präsidenten der Versammlung zurück, indem er durch Sanacho erklärte, daß jetzt vollkommener Friede in seine Seele eingezogen sei, und daß er sich nun mit ruhigem Herzen mit den Weißen über die Bedingungen des Vertrags einigen wolle. Er schritt darauf mit dem Präsidenten in die Mitte des Kreises und schloß ihn in seine Arme.

In diesem Augenblick hörte man lautes Lärmen in dem Hofe, es verbreitete sich rasch durch das Gebäude, und mit Brüllen und Hurrahrufen stürzte eine bewaffnete Bande, von Walker und dem alten Gordon angeführt, in den Saal.

„Verrath, Verrath!" schrie es durch die erschreckte Menge und der Donner von Büchsen und Pistolen füllte mit dem Pulverdampf der Schüsse die Halle.

Die Verwirrung kannte keine Grenzen. Die den Ueberfall nicht ahnenden Weißen, welche sich in dem Saale befanden, stürzten fliehend und Hilfe rufend dem Ausgange zu, durch den sich fortwährend neue Bewaffnete hereindrängten und den Durchgang zu den Indianern zu erzwingen suchten, deren furchtbares Kriegsgeschrei jetzt Alles übertönte und das Gebäude erzittern machte.

Gleich durch die ersten Schüsse war eine große Zahl der Häuptlinge von Kugeln getroffen worden und blutend niedergesunken, während die andern gänzlich unbe-

waffnet wie Panther auf die Angreifer sprangen und sie mit den Zähnen zerfleischend mit ihnen rangen, bis sie von ihren Kugeln und Messerstichen durchbohrt erlagen. Auch Mopotuska war von den ersten Schüssen tödtlich verwundet.

„Räche mich!" schrie er Sanacho zu, der ihn erfaßt hatte, um ihn aufzurichten.

„Fort, fort, räche mich!" rief er wiederholt, während seine Getreuen sich um ihn schaarten und ihn und seinen Sohn mit ihren Körpern zu decken suchten. Doch Einer nach dem Andern stürzte schwer getroffen über den sterbenden Greis, und kaum war seine zur Rache mahnende Stimme noch zu vernehmen, als Sanacho einem eindringenden Texaner das Jagdmesser entriß, ihm dessen Klinge bis an das Heft in die Brust stieß und das Fenster erreichte, durch welches er sich hinab in den Hof stürzte.

Durch die wirren Massen der fliehenden Weißen stürmte er der Straße zu, links und rechts niederstoßend, was ihm in den Weg kam, und so floh er mit der Schnelligkeit des Hirsches, verfolgt von verworrenen Haufen und den Kugeln, die ihm nachgesandt wurden.

Da sprang Ora ihm entgegen und ließ mit Blitzesschnelle Pfeil auf Pfeil von ihrem Bogen den Heranstürmenden zufliegen, mit jedem Einen aus ihren Reihen niederstreckend und dadurch die Masse zurückhaltend,

während sie langsam rückwärts schritt und Sanacho das Pferd erreichte.

Schnell hatte dieser den Zügel über dessen Hals geworfen, Ora erfaßt, um sie hinauf auf das Roß zu heben, als sie mit einem Schrei zurücksank, und ein Blutstrom ihrer Brust entquoll, denn eine Kugel hatte ihr Herz getroffen.

Unter dem Wuthgebrüll Sanacho's entsank sie seinen Armen, und kaum blieb ihm noch Zeit, sich in den Sattel zu werfen, das Pferd mit flüchtigen Hufen vor dem rasenden Haufen zu wenden und das Weite zu suchen. Doch bald hörte er das Dröhnen nachjagender Pferde hinter sich und erkannte die Thiere seiner Kameraden mit seinem eigenen Schimmelhengst, dem treuen Pehta, an ihrer Spitze. Die Texaner, welche sie ritten, vergruben die Sporen in ihren Seiten und trieben sie mit Peitschenhieben zu fliegender Eile an, um den einzigen, der von der Gesandtschaft entkommen war, einzuholen und ihn zu verhindern, seinem Volke die Nachricht von der vollbrachten Schandthat zu überbringen.

Doch auch Sanacho's Thier war von edlem Blut und folgte dessen Aufmunterungen zur Schnelligkeit mit allem Kraftaufwand seiner jagdgewohnten Glieder.

Dennoch rückten die Verfolger näher, und die Ausbrüche ihrer Wuth, ihre Flüche erreichten die Ohren

Sanacho's mit jedem Augenblick deutlicher. Kaum noch hundert Schritt Entfernung lagen zwischen ihnen, da erkannte der Adlerblick des Wilden in der leichten blauen Wolke, die sich vom fernen Wald herabrollte, die Krieger, die von seinem Bruder Santa Anna geführt ihm zu Hilfe eilten und bald in den Vertiefungen der Prairieen verschwanden. Die Texaner hatten sie noch nicht erblickt, sie blieben hinter ihm in wilder Jagd und kamen ihm, obgleich immer langsamer, näher. Sanacho wußte, daß Pehta ihn längst eingeholt haben würde, wenn ihn selbst sein breiter Rücken trüge, daß sein Jagdgeschrei ihn beflügeln und sofort an die Seite seines Rosses bringen würde, und mit Widerwillen hielt er diesen Ruf zurück, den ihm der Stolz auf die unübertroffene Schnelligkeit seines Lieblings nach den Lippen drängte.

Da blitzten plötzlich über der nächsten Höhe in der Prairie die Lanzenspitzen von Santa Anna's Reitern, und ein donnerähnliches Geschrei kam mit dem Sturm ihrer flüchtigen Pferde über die Grasflur gezogen.

Aus voller Kraft stieß jetzt Sanacho den lange verhaltenen Jagdruf aus, und Pehta, von Palmer's Hand im Todesschrecken parirt, bäumte sich hoch, aber weigerte sich, dem Rufe seines Herrn untreu zu werden. Wieder erscholl der gellende Schrei von Sanacho's



Lippen, und wüthend stürmte Pehta mit zur Seite gerissenem Kopfe auf Sanacho zu.

Dieser hatte sein Pferd ihm entgegengewandt, und den Lasso hoch über sich schwingend, schoß er bei Palmer vorbei, der, eine Pistole nach ihm abfeuernd, von der tödtlichen Schlinge um den Hals gefaßt, rücklings von dem Hengste stürzte und hinter Sanacho's Pferd an dem Strick zu Tode geschleift wurde, unweit des Platzes, wo er mit Gordon dem alten Almonte dasselbe Schicksal bereitet hatte.

Die Texaner hatten ihre Rosse umgewendet, um nach der Stadt zurückzufliehen, doch die Rufe der ihnen nachstürmenden Indianer brachten die Pferde trotz Sporen und Peitschen immer wieder zum Halten, und bald sprengten die Verfolger in ihre Reihen.

Von Gegenwehr war keine Rede; nach allen Richtungen hin stob die Schaar auseinander, und jedem Einzelnen folgte die geschwungene Lanze oder der furchtbar sausende Lasso. In kurzer Zeit waren sämmtliche Texaner getödtet und ihrer Kopfhaut beraubt.

Sanacho rief dann seine Kameraden zu sich und theilte ihnen mit, was aus ihren Häuptlingen, ihren Vätern, ihren Verwandten geworden war. Das Entsetzen über das Unerhörte der That und der Schmerz über den Verlust überwältigte im ersten Augenblick die Krieger, und ein lautes herzzerreißendes Klagegeschrei

ertönte von ihren Lippen, dann aber bekam der Durst nach Rache die Oberhand, und zitternd vor Wuth verlangten sie von ihren Führern, sofort nach der Stadt geleitet zu werden, um die Meuchler zu züchtigen.

Doch Sanacho überzeugte sie, daß dies nicht der Augenblick sei, um Rache auszuüben, da man jetzt darauf vorbereitet sein werde, sie zu empfangen; er versprach ihnen aber, daß die blutige Saat der Weißen über deren Häuptern aufgehen solle, und daß er die rothen Kinder zur Ernte führen würde. Die Krieger fügten sich seinen Vorstellungen und folgten Santa Anna und Sanacho, der seinen Pehta bestiegen hatte, nach den Bergen.

In San Antonio war die Aufregung schrecklich, und von Augenblick zu Augenblick sah man dem Erscheinen der Wilden entgegen. Jedermann bewaffnete sich, die Häuser wurden in Vertheidigungszustand gesetzt, Frauen und Kinder verschwanden von den Straßen, Vieh und Pferde wurden in die Gehöfte getrieben. Ein neuer Rath wurde zusammen berufen, bei welchem man auch den jungen Gordon bat sich zu betheiligen, und bei dem keiner von denen erschien, die Theil an dem Meuchelmord genommen hatten.

Es wurde beschlossen, durch die waffenfähigen Männer von San Antonio am Tage sowohl, wie bei Nacht Wachen zu thun und sie bei dem ersten Aufruf

zusammentreten zu lassen, um die Stadt gegen einen fest erwarteten Angriff durch die Wilden zu vertheidigen. Gern schlossen sich Alle an, und man sah nur bis an die Zähne bewaffnete Männer durch die Straßen schreiten. Doch es zeigten sich keine Indianer. Tage verstrichen, Wochen eilten dahin, und Monate waren vergangen, ohne daß nur irgend in der nahen oder fernen Umgebung ein Zeichen, eine Spur von Comanches gesehen worden wäre. Die Besorgnisse verschwanden, an die Stelle der bangen Aufmerksamkeit trat Sorglosigkeit, die Waffen wurden vernachläßigt, das Vieh und die Pferde zogen am Morgen wieder wie gewöhnlich auf die Weiden, und die Spaziergänge in und außer der Stadt füllten sich wie früher mit Fußgängern und Reitern, sobald die Sonne sich dem Untergange näherte.

Gordon und viele andere der Bürgerschaft hatten die Einwohner wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß gerade diese Ruhe die Gefahr bringende Zeit verkünde, und darauf gedrungen, daß die Wachen jetzt auf's Sorgfältigste gethan würden. Doch es war umsonst, Niemand kümmerte sich darum, und mit Scherzen wurde darauf geantwortet, daß die Rothhäute den Weg nach San Antonio nicht finden könnten, da sie ihre Führer verloren hätten.

Der junge Gordon dagegen ließ die Gefahr nicht

aus dem Auge; er hatte die Mexicanische Dienerschaft in dem Hause seiner Braut bis auf einige zwanzig vermehrt, Alle gut bewaffnet, ihnen für den Nothfall ihre Plätze angewiesen, um das Haus zu vertheidigen, und für Beatrice ein Versteck eingerichtet, in welchem sie sich bei einem Ueberfall verbergen konnte.

Die früher festgesetzte Zeit der Verbindung zwischen Beatrice und Gordon hatten sie abgekürzt, und schon in einigen Wochen sollte die Kirche den Segen über sie sprechen, wozu jetzt die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden. Während des größten Theils des Tages und oft noch spät in die Nacht hinein war Gordon in der Nähe seiner Braut, häufig drehte sich ihre Unterhaltung mit bangem Vorgefühl herannahender Schreckensscenen um das gänzliche Verschwinden der Indianer, und der Wunsch, diese Heimath gegen ein ruhigeres, sorgenloseres Leben in den Bergen Mexico's zu vertauschen, wurde in ihnen immer reger.

Die Zeit nahte heran, wo ein neuer Präsident für die Republik gewählt werden sollte, die Bewerber um diese Stelle zogen durch das Land von Stadt zu Stadt und versammelten das Volk um sich, um ihm ihr politisches Glaubensbekenntniß vorzulegen und sich um seine Stimme bei der Wahl zu bemühen. Sie waren augenblicklich in San Antonio, um sich in obiger Weise dessen Einwohnerschaft vorzuführen, wobei es dann zu

Festessen und während des ganzen Tages zu ausgelassenen Trinkgelagen kam. Die Candidaten hatten schon von früh Morgens bis gegen drei Uhr Mittags zu dem Volk gesprochen und bekannt gemacht, daß sie spät Abends noch einmal zum Abschied reden würden.

Aus der Umgegend waren viele Männer und Frauen nach der Stadt gekommen, um die Reden zu hören, namentlich auch, weil es dort sehr lustig herging.

Es war spät Nachmittags, als die Sonne schon längere Schatten über die Straßen warf, und die Leute aus den Häusern hervorkamen, um sich an der herrlichen Kühle zu laben, da der Wind an diesem Abend vom Golf herauf so frisch und erquickend wehte.

Vor den Trink- und Wirthshäusern war es sehr lebhaft, und überhaupt sah man vor den meisten Häusern Familien in Gruppen zusammenstehen oder den Enden der Straßen zuwandeln, um außerhalb der Stadt die Abendluft um so viel besser genießen zu können.

Junge Mexicanische Caballeros auf herrlichen Pferden mit kostbarem, reich mit Silber und Sammet geziertem Reitzeug; alte Abkömmlinge der Montezumas mit ihren verschleierten Frauen und Töchtern, elegante Amerikanische Gentlemen in fashionabler New-Yorker Tracht mit ihren in Seide gekleideten Damen; der arbeitende Mexicaner mit sonngebräunter Brust, seh-

nigem Hals und großem Hut von Palmblättern; in Leder gekleidete Frontierleute; die bunte Menge der Helden von San Jacinto, Krämer, Handwerker und Fuhrleute zogen alle den gemeinschaftlichen Weg der Erholung, der Erquickung zu.

Auch der junge Gordon und Beatrice lustwandelten, sich des himmlischen Abends erfreuend, unter den duftenden Bäumen des Parks, da hob die Braut eine große, süße Orange auf und, sich mit ihrem Geliebten an dem Stamm, welcher sie getragen, niederlassend, öffnete sie die geborstene Schaale der Frucht und sagte sie auseinanderbrechend:

„Komm Henry, laß sie uns auf unser baldiges vollkommenes Glück verzehren, wenn es so süß wie diese Orange" — Ein Schrei des Entsetzens unterbrach hier ihre Worte, und die Frucht weit von sich schleudernd, rief sie:

„O Gott, welch' ein schrecklicher, giftiger Tausendfuß saß darin! O weh mit unserem Glück, Henry," fuhr sie dann mit einer Thräne im Auge fort und senkte ihren Blick traurig zur Erde.

„Thorheit, theuere Beatrice, was hat die Orange mit unserem Glück zu schaffen, komm, nimm eine andere, hier diese ist noch viel schöner."

Doch Beatrice blieb ernst, und da Gordon fürchtete,

daß dieser Zufall für den Abend ihre muntere Laune stören möchte, so sann er auf eine Zerstreuung, um ihn aus ihren Gedanken zu entfernen.

„Komm, Engelsmädchen," sagte er zu ihr, „laß uns ein wenig hinaus vor die Stadt reiten, sieh nur, wie blutroth der Himmel ist, es muß reizend in der Prairie sein."

„Laß uns lieber hier bleiben, Henry, es ahnt mir nichts Gutes von diesem Ritt, hier ist es ja schöner als draußen!"

„Du süßes Mädchen, wie kannst Du so thöricht sein zu glauben, daß Dir ein Unglück begegnen müsse, weil in einer Orange ein Tausendfuß gesteckt hat? Komm Beste, sei vernünftig; wenn Du auf Deinem schönen Victor durch die Prairie galloppirst, wirst Du bald das häßliche Thier vergessen. Ich lasse die Pferde satteln, hole Du während der Zeit Dein Reitkleid und Peitsche."

Mit diesen Worten rannte Gordon fort, und Beatrice ging zögernd und in Gedanken versunken nach dem Hause, um ihrem Geliebten den Willen zu thun.

Bald standen die Pferde, ungeduldig scharrend, in dem Hofe, Gordon hob Beatrice auf den weißen Hengst und bestieg seinen Rappen.

„Laß uns auf der Straße nach Seguin bis an den Caleveras-Bach reiten, hier um die Stadt sind heute zu viel Menschen, und es kommt mir auch nicht vor, als ob

man im Freien wäre; dort an dem Bache unter den himmelhohen Bäumen ist es gar zu schön," sagte Beatrice ihren tanzenden Schimmel durch das Gitterthor lenkend.

„Wie Du willst, theures Mädchen; auch mir gefällt es besser dort, und wir haben den Vortheil, daß uns die Sonne auf dem Hinwege im Rücken steht, auf dem Rückwege wird sie sich schon zur Ruhe begeben haben."

Sie ritten durch die Straßen, von allen Seiten wurden ihnen Grüße zugewinkt, die sie auf's Freundlichste erwiederten, allenthalben strahlten fröhliche, sorglose Gesichter, und Singen, Lachen und Scherzen hörte man von den Dächern der Häuser her ertönen.

Bald erreichten sie auf dem breiten, staubigen Fahrweg die offene Prairie, durch welche sich derselbe wie eine Schlange hinwand und in dem fernen, blauen Hochwald an dem Calaveras-Bach verschwand. Sie hielten ihre unruhigen Pferde im Schritt, die gern mit ihnen fortgesaust wären, da sie sehr von den Fliegen geplagt wurden, und ungeduldig den Schweif schwangen, sowie den Kopf schüttelten.

Ueber ihre glückliche Zukunft redend, zogen die Liebenden langsam dem Hochwalde zu, der jetzt in den letzten Strahlen der Sonne erglänzte und sie mit seinen dunkeln Purpurschatten zu einer erquickenden Ruhe einzuladen schien.

„Wir lassen unsere Pferde ein wenig weiden, wenn sie ihren Durst gelöscht haben, und ruhen während der Zeit am Bache; ich habe nirgends so viel schöne Blumen gesehen, als dort. Es war von meiner Kindheit an immer mein Lieblingsort, und der gute Vater hat mir zu Gefallen oft diesen Weg mit mir gemacht," sagte Beatrice, während sie sich dem Holz bis auf einige Schritt Entfernung genähert hatten.

Da erhoben die beiden Hengste die Köpfe und wieherten laut, und mehrere Pferdestimmen beantworteten ihren Gruß aus dem dichten Walde. Gordon stutzte und hielt seinen Rappen an.

„Was mögen das für Pferde sein, von der Stadt aus ziehen sie doch nicht hierher zur Weide," sagte er, als abermals ihre Rosse laut aufschrieen, diesmal aber keine Antwort bekamen.

„Die Pferde antworten nicht, sie müssen von Jemandem daran verhindert werden. Halt Victor an, beste Beatrice, ich traue nicht, es könnten Wilde sein," sagte Gordon mißtrauisch nach dem Gehölze blickend, als in demselben Augenblick sich an hundert Stellen das Gebüsch theilte, und die dunkeln Gestalten berittener Indianer mit unmenschlichem Geheul hervorbrachen.

Beatrice's Hengst, von krampfhafter Hand zurückgerissen, bäumte sich hoch mit seiner Herrin, wobei ihr der Federhut vom Kopfe fiel, doch Gordon erfaßte den

Zügel des erschrockenen Thieres und wandte dessen Kopf zurück nach San Antonio.

„Sei ruhig, um aller Heiligen Willen!“ schrie er der Geliebten zu, seinem Rappen die Zügel schießen lassend, und fort stoben die beiden edlen Thiere der untergehenden Sonne zu, während Beatrice sich weit nach vorn auf den Hals ihres Pferdes beugte, um in dem gewaltigen Luftzug den Athem zu behalten.

Ihnen nach brauste der Orkan der vielen hundert Wilden, und vor denselben her stürmte gleichfalls ein Schimmel und ein Rappe; Sanacho und sein Bruder Santa Anna waren ihre Reiter.

„Sei ruhig, Beatrice, unsere Pferde sind viel schneller, als die der Wilden!“ rief Gordon beruhigend seiner immer bleicher werdenden Braut zu, während er mit Verzweiflung bemerkte, daß der Schimmel und der Rappe hinter ihnen mit jeder Minute näher kamen.

„Ach, Gott der Allmächtige erbarme sich unser,“ stöhnte mit bebender, kaum hörbarer Stimme das zu Tode geängstigte Mädchen und zog unwillkürlich die Zügel an, um sich an ihnen im Gleichgewicht zu halten.

„Gieb Victor die Zügel, Beatrice!“ rief Gordon und berührte des Thieres Croupe mit seiner Peitsche.

Mit Dampf sprühenden, weit aufgerissenen Nüstern stürmten die beiden Hengste fast über ihre Kräfte vorwärts und ließen für den Augenblick die Verfolger etwas

weiter zurück, doch bald rückten diese wieder näher und das Höllengeschrei der wilden Horde wurde immer lauter und immer schrecklicher.

Jetzt näherten sie sich der Stadt, noch war es Tag, doch die Sonne war versunken, und der Purpurschein, der noch über ihr am Himmel prangte, spiegelte sich feurig auf den weißen Häusern von San Antonio.

„Wir sind gerettet, Beatrice, lasse nur Victor die Zügel, und wir erreichen die Stadt, dort sind wir sicher!" rief Gordon, abermals den Schimmel mit seiner Peitsche antreibend, als er schon die fliehenden Einwohner in den Straßen erkennen konnte.

„Henry, Henry, nur Gott kann uns retten! Jesus Maria, da kommen sie; wir sind verloren!" schrie Beatrice, mit Entsetzen zurück nach den schrecklichen Wilden stierend.

„Sei ruhig, Beste, Du weißt, ich schütze Dich, lasse nur die Zügel schießen!" schrie Gordon wieder und senkte die Peitsche auf Victor's Rücken, doch als er nach den furchtbaren Verfolgern zurückblickte, sah er den Schimmel und den Rappen nur noch um wenige Pferdelängen hinter sich und nicht viel weiter die zu beiden Seiten über die Prairie ausgebreitete wüthende Schaar, deren scheußlich bemalte Gesichter er jetzt erkennen konnte, und über der sich der Staub gegen den Himmel wirbelte.

Ein durch Mark und Bein gellender Schrei Sancho's fuhr jetzt wie ein Todesbote zu Gordon's Ohr, und wenige Augenblicke später sah er, wie dessen Hengst Beatrice's Pferd erreichte. Er wandte seinen Rappen und warf sich mit ihm zwischen seine Braut und den Wilden, doch umsonst griff er nach der langen Stahlspitze der gegen ihn eingelegten Lanze, sie faßte seine Brust, durchstach sie, und Gordon sank mit dem Namen Beatrice auf den Lippen todt von dem treuen Roß.

Victor hatte dadurch Vorsprung bekommen, und bog auf fliegenden Hufen in die Straße der Stadt ein, während Santa Anna's Rappe ihm auf den Fersen folgte.

Beatrice's langes Rabenhaar war vom Winde gelöst und wogte über dem fliegenden Gewand hinter ihr her, während sie auf den Hals des schäumenden Pferdes gesunken war, das jetzt donnernd durch die Straßen der Stadt jagte, und ihm nach, wie sein Schatten, der schwarze Hengst des Comanchehäuptlings.

Links und rechts stürzten die fliehenden Bürger von San Antonio den Häusern zu, und mancher Greis, manches Kind wurde von den dahin rennenden Pferden zu Boden getreten, doch der wilde Häuptling schien Nichts zu sehen, als die weiße, schwarzumlockte Gestalt vor sich; auf sie allein waren seine glühenden Augen geheftet,

und ihr nach spornte er sein schnaubendes schwarzes Roß durch die Stadt und wieder hinaus fort in das Weite, dem wie Blut gerötheten Himmel zu.

Unmittelbar nach ihnen hatte Sanacho die Straßen erreicht, und mit ihm wälzte sich seine blutdürstige, Rache schnaubende Schaar in und um die Stadt.

Sanacho's Lanze fuhr von dem sich bäumenden Pehta herab, wie Blitze aus weißer Wolke, und flog von Herz zu Herz, weder Männer noch Weiber, weder Kinder noch Greise verschonend.

Das Kriegsgeschrei und der Jammer und Schmerzenstöne rangen um die Herrschaft; da erkannte Sanacho in dem alten Gordon, der nach der Thür eines Hauses floh, die vor ihm zugeschlagen wurde, den Anführer der Mörder in der Alamo. „Lebendig bringt Ihr ihn mir, bei Eurem Leben!" schrie er, auf den General zeigend, den ihn umgebenden Reitern zu; im Augenblick sprangen diese von den Pferden und warfen sich ihm entgegen.

Den ersten, der sich ihm nahte, streckte Gordon mit einem Pistolenschuß zu Boden, dann wurde er aber überwältigt, gebunden auf eines der Pferde gehoben, und dessen Reiter, sich in den Sattel schwingend, jagte mit ihm fort zur Stadt hinaus.

Ueber eine Stunde dauerte das blutige Werk. Die Nacht verbarg die verstümmelten Leichen, welche zu

Hunderten die Straßen bedeckten, als Sanacho mit seinen Kriegern San Antonio verließ und mit dem an Händen und Füßen gebundenen Gordon in deren Mitte den Bergen der Salado zuritt.

Von Beatrice de Almonte und ihrem milchweißen Roß hat man nie wieder gehört!



Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

